

Gazette

Willkommen zur zweiten Ausgabe der *GOLKONDA GAZETTE*, dem Newsletter des Golkonda-Verlages. Wir haben arbeitsreiche Monate hinter uns und stellen Ihnen in dieser Nummer unsere ersten drei Paperbacks vor, die inzwischen erschienen sind. Bevor Sie sich jedoch in Ihrem Lesesessel zurücklehnen, um sich in die Kostproben unserer Bücher zu vertiefen, möchte ich noch ein paar Worte über die »Entstehung« unseres Programms verlieren und einen Blick in die Zukunft werfen.

Bei Schnee oder Sonnenschein

Als unser Verlag Anfang dieses Jahres gegründet wurde, lag im Garten vor der »Verlagsvilla« tiefer Schnee. Mit schöner Regelmäßigkeit musste der Verleger mit der Schippe vor das Haus stapfen und eine Schneise in die weiße Pracht schaufeln. Schließlich sollten auch Schreibtischarbeiter hin und wieder an die frische Luft, ganz davon zu schweigen, dass auch sie essen, sprich: dem Lebensmittelladen um die Ecke hin und wieder einen Besuch abstatten müssen.

Die Schipperei hatte aber noch einen weiteren Vorteil: Sie regte den Gebrauch der grauen Zellen an. Und so wurden im Laufe der Räumarbeiten zahlreiche Ideen entwickelt, verworfen, wieder aufgenommen – bis sich immer deutlicher abzeichnete, was für Bücher denn künftig redigiert, gestaltet, gesetzt und korrigiert werden sollten. Dabei haben sich drei Programmschwerpunkte herauskristallisiert:

[1] *Hochwertige limitierte Ausgaben bekannter & weniger bekannter Autoren*
Parallel zur großen Strugatzki-Edition haben wir gerade den Vertrag für eine hinreißende Novelle der Fantasy-Autorin K. J. Parker unterschrieben, die nächstes Jahr als limitierter & signierter Leinenband erscheinen wird.

[2] *Phantastik, Krimis und Literarisches im Paperback*
Neben der deutschen Ausgabe des Romans *Leather Maiden* von Joe R. Lansdale und dem zweiten Band der *VERSCHOLLENEN ABENTEUER VON CAPTAIN FUTURE* wird im Frühjahr/Sommer 2011 nach David Marusek ein weiterer Band eines hochkarätigen Science-Fiction-Autors erscheinen (der Vertrag ist noch in der Post, weshalb ich noch keinen Namen nennen möchte, aber sämtliche Storys wurden mit dem »Hugo« und/oder dem »Nebula Award« ausgezeichnet).

Last not least liegt uns die Übersetzung des Romans *Triads* [dt. *Triaden*] von Poppy Z. Brite & Christa Faust vor, zwei Damen, die in der Horror- wie auch in der Krimi-Szene einen hervorragenden Ruf genießen.

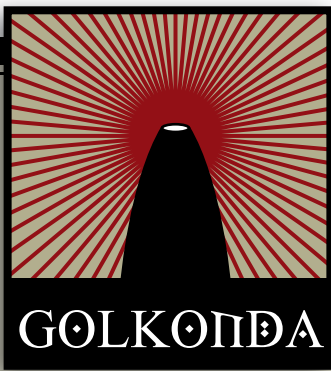
[3] *Literarische Biographien*

Darüber hinaus ist eine Reihe mit (Auto-)Biographien geplant, bei der der Schwerpunkt auf der Phantastik liegt, in der jedoch auch Bücher erscheinen sollen, die über den Rahmen der Genreliteratur hinausgehen. Erste Titel sollen hier 2012 das Licht der Welt erblicken – wir werden Sie baldmöglichst informieren.

Viel Spaß beim Lesen wünscht
Ihr **Golkonda-Team**

Inhalt

Editorial	Seite 01
Tobias O. Meißner, <i>HalbEngel</i> [Leseprobe]	Seite 02
Das Paperback-Programm 2010	Seite 13
Joe R. Lansdale, <i>Kahlschlag</i> [Leseprobe]	Seite 15
Die Strugatzki-Werkausgabe	Seite 23
Angélica Gorodischer, <i>Im Schatten des Jaguars</i> [Leseprobe]	Seite 25
Rike Bolte, »Blütenloses Florieren – Über Angélica Gorodischer«	Seite 31
Impressum	Seite 39



Gazette

TOBIAS O. MEISSNER

HalbEngel

Der Verleger über dieses Buch: Tobias O. Meißner habe ich vor vielen Jahren anlässlich des Erscheinens seines Horror-Thrillers Hiobs Spiel – Frauenmörder entdeckt. HalbEngel wiederum, sein ursprünglich 1999 erschienener zweiter Roman, hat mich damals so sehr gerührt, dass ich mit Tränen in den Augen im Volkspark Schöneberg saß und einfach nicht fassen konnte, was für ein wundervolles Buch ich da gerade gelesen hatte. Mein Stolz und meine Begeisterung könnten nicht größer sein, dass HalbEngel nun bei Golkonda ein neues Zuhause gefunden hat.

Der erste von zwölf Rhythmen

*Die Musik blendet aus,
gibt den Geräuschen einer echten Straße Raum.*

Das Haus sah anders aus, als sie es in Erinnerung hatte. Schon von der Straße her, der Straße mit den netten, sauber geschnittenen Parzellen, war ihr etwas an der Fassade aufgefallen, ein neues Leuchten. Jetzt, nachdem sie den schmalen Kiesweg zur Vordertür hinter sich gelassen hatte, sah sie es genauer. Die Vorderfront war frisch geweißt, die Haustür frisch gestrichen, die Türfläche blendend und neu, der Rahmen in einem sehr milden Haselnussbraun.

Lebkuchenhaus mit frischem Zuckerguss, noch warm und klebrig. Und der Klingelknopf hatte nicht einen einzigen Farbspritzer.

Karens Zeigefinger, der sich dem kleinen Klingelschildchen schon genähert hatte, verharnte und zog sich wieder zurück.

Karen versuchte sich auszumalen, mit welcher Akribie und Vorauschau jemand beim Renovieren der Fassade den Klingelknopf mit Folie oder Klebeband abgedeckt haben musste. Dieser Sinn fürs widerspenstige Detail war ganz und gar nicht Lauries Handschrift. Und überhaupt der neue Anstrich. Es gab dafür nur zwei mögliche Erklärungen: Entweder hatte Laurie in einem Preisausschreiben den Einsatz einer Malerfirma gewonnen – was aber Leuten im wirklichen Leben nie passierte –, oder aber Laurie und Sam hatten sich wieder

zusammengerauft, Laurie und Sam bauten wieder gemeinsam für die Zukunft, Laurie war wieder Barbie, und Ken war wieder zu Hause.

Das war natürlich ein Tiefschlag. Karen sah sich plötzlich selbst vor dem duftenden Lebkuchenhäuschen stehen, ein staubiger Freak, ein Hausierer, ein besonders schäbiger Versager, hoffend auf einen Bissen vom weichen Inneren, wie sie so dastand mit ihrem abgewetzten Koffer. Aber wie bisher immer, wenn sie sich selbst so gesehen hatte, als einen störenden Fleck in einer harmonischen Komposition, kam da auch dieser Trotz. Sie war jetzt innerlich so weit gekommen, sie war jetzt äußerlich so weit gegangen, hatte so viele Zäune überklettert oder niedegerissen, sie konnte jetzt vor dieser lächerlichen, sauberen, neu lackierten Tür nicht einfach kehrtmachen. Der elektrische Funke sprang. Karen klingelte regelrecht Sturm. Und es kam noch schlimmer, als sie befürchtet hatte: Ein schreiendes Baby echote von drinnen zurück.

Es dauerte eine Weile, bis Laurie die Tür öffnete, und dann noch mal fast so lange, bis die beiden Schwestern ihren gegenseitigen Anblick verdaut hatten. Karen schmal, blass, entschlossen, in äußerst zerstoßener Kluft, und Laurie in von einem blassrosa Hausmantel kaum verhüllter, weiblicher gewordener Weichheit, mit diesem verdammten sabbernden Baby auf dem Arm.

»Mein Gott – Karen! Ich glaub's nicht!«

»Tja.«

Bei der nun folgenden Umarmung war das Baby irgendwie zwischen ihnen, trennte und irritierte ihre Körper, aber seine glitzernden Speichelfäden spinnen sie aneinander.

»Komm rein, komm rein, komm rein, mein Gott, das ist ja, wie wenn der Papst plötzlich vor der Tür steht und ›Yo, Baby!‹ sagt. Es ist Karen, es ist wirklich Karen, die verschwundene, unsichtbare Karen.«

»Ich war unsichtbar, und du hast dich gezellteilt. Das ist doch dein Baby, oder bist du einfach nur ein besonders einfühlsamer Sitter geworden?«

»Natürlich ist das meiner, Dummchen. Sag Karen ›Guten Tag, Sam.«

»Sam!?!«

»Na ja, wir wollten erst ›Ethan‹, aber nachdem wir dann gesehen haben, wie ähnlich er Sam ist. Schau dir doch mal die Farbe dieser Augen an. Dieses Blau gibt es nur zweimal auf der Welt. Ja, guck sie dir an. Das ist deine Tante Karen. Der wilde Teil der Familie.«

Karen wuchtete ihren ausgebeulten Koffer über die Schwelle und schloss die gut geölte Tür hinter sich. Sie machte mit Absicht wenig Anstalten, keine schmutzigen Fingerabdrücke auf dem Zuckerguss zu hinterlassen. »Ist das immer noch derselbe Sam von früher?«

»Natürlich derselbe Sam, was denkst du denn, mit wie vielen Sams ich zusammen bin.«

»Der letzte Stand der Dinge zwischen dir und Sam, den ich mitbekommen habe, hörte sich in etwa so an, ich hab es noch ziemlich genau im Ohr: ›Sam ist so eine Art doppelter Evolutionssalto rückwärts, und seinen Dick hat er nur, damit er nicht aus dem Hintern pinkeln muss.««

»Pssst, hältst du wohl den Rand? Willst du, dass der Kleine jetzt schon anfängt, sich über seinen Vater lustig zu machen? Das kommt noch früh genug. Mein Gott, Karen – der letzte Stand der Dinge, den du mitbekommen hast! Du hast nicht mehr viel mitbekommen im letzten Jahr, oder? Ich habe versucht, dir zu schreiben, dass ich schwanger bin, aber das blöde Management kannte deine augenblickliche Adresse nicht. Niemand kam mehr an dich ran. Also, wo hast du gesteckt die ganzen Monate?«

Karen seufzte und warf sich auf ein nach gefüllten Windeln riechendes Sofa. »Überall. Wir waren überall. Haben mehrere Staaten durchgetourt, bis da kein Stein mehr auf dem andern lag. Wir haben geheiratet.«

»Waaaaaas?« Laurie legte das Baby zärtlich in eine mit Knuddelgegenständen fast verhüllte kleine Krippe und tupfte dem glucksenden Kerlchen mit einem Tuch das Kinn ab. »Du hast ihn geheiratet? Das gibt's doch gar nicht. Davon hätte ich doch gehört! Du flunkerst doch.«

»Na, sooo berühmt sind *MBMI* ja nun auch noch nicht, dass man alles über sie im Fernsehen sieht.«

»Im Fernsehen vielleicht nicht, aber im Radio und in den Zines – hast du 'ne Ahnung! Hast du 'ne Ahnung, wie Floyd hier gefeiert wird. Der Junge aus unserer Stadt, der es bis in die Top Twenty geschafft hat. Wo bisher alles, was man über uns in der weiten Welt gehört hat, nicht gerade positiv zu nennen war. Floyd ist jetzt so 'ne Art Nationalheld hier, obwohl einige Bigheads natürlich schmollig sind darüber, dass er jetzt schon seit 'ner Ewigkeit nicht mehr hier gespielt hat. Aber er ist ja auch wirklich sooooo süß. Ich hab sogar ein Poster von ihm überm Bett.«

»Tja. Und ich hatte 'ne Zeitlang ihn ihm Bett.«

Laurie riss sich jetzt endlich mal vom Baby los und schaute ihre jüngere Schwester zweifelnd an. »Du hast ihn nicht wirklich geheiratet.«

»Doch.«

»Isnichwahrisnichwahrisnichwahr.«

»Doch, doch, doch.«

»Wirklichwirklichwirklich?«

»Wirklichwirklichwirklich. Am 4. Juli, wie sich's gehört, und das ganze verdammte Land hat dazu Feuerwerk gemacht. Und am 28. November haben wir uns wieder getrennt.«

Laurie, die gerade beide Arme hatte heben wollen, um zu jubeln und etwas wie »Juuuuuuuuu, ich freu mich ja so für dich!« zu schreien und ihre Schwester dann zu umarmen und hochleben zu lassen und vielleicht noch mehr, das ihr dann eingefallen wäre, tat plötzlich nichts von alledem. »Waaaaas?«, meinte sie nur. Dann noch mal: »Waaaaaas? Du bist mit Floyd durchgebrannt, in die Versenkung abgetaucht, hast ihn geheiratet und dich wieder von ihm getrennt innerhalb von einem Jahr?«

»Na, hör mal: Du hast dich doch auch mit Sam gefetzt, dass alle dachten, jetzt kannst du nur noch lesbisch werden, und kein Jahr später säugst du plötzlich Sam junior groß und bist auch noch glücklich dabei. Die Schnelligkeit der Umstände ist keine Erfindung des Rock'n'Roll, das gibt es schon seit Adam und Eva.«

»Bist du denn auch ... schwanger?«

»Nö. Nur so 'ne Redewendung.« Karen lachte auf. »Mach dir keine Sorgen, Schwesterchen: Karen wird kein dreiköpfiges Crackbaby zur Welt bringen. Karen passt wenigstens in der Hinsicht immer gut auf sich auf.«

Lauries immer noch skeptischer Blick irrte zwischen Karen und ihrem Koffer her. Sie setzte sich jetzt neben der Krippe in einen sackförmigen Sessel und forderte: »Erzähl. Erzähl mir alles, dann weiß ich wenigstens, ob ich heulen oder lachen oder schreien soll.«

»Viel gibt's da nicht zu erzählen. Du warst dabei, als ich ihn kennengelernt habe. Wir haben eine ziemlich gute Zeit gehabt, solange

es dauerte. Weißt du, ich glaube, alles, was man jemals über Sex mit Rockmusikern gehört hat, ist so ziemlich nicht gelogen. Es ist wirklich ziemlich umwerfend.«

»Aa-ha.«

»Ja. Und ich dachte wirklich ... das ist es, verstehst du? Ich meine, wir zogen rum, hingen ab, wir hatten guten Stoff, und jeden Abend waren wir in einer anderen Stadt, von der ich früher nicht einmal im Traum gedacht hätte, dass es sie überhaupt gibt. Jeden Abend setzten die *MBMI* kleine lokalpatriotische Bühnen in Brand, und dann machten wir uns wieder aus dem Staub, bevor man uns lynchen konnte. Du hast es ja selbst gerade gesagt: Man kann sich gar nicht vorstellen, wie sensationell gut entwickelt das Netzwerk von unabhängigen Radiostationen da draußen ist. Jedes Kuhkaff hat seine zwei miteinander konkurrierenden Sender. Das führte dazu, dass wir in jeder Stadt schon wie Helden empfangen wurden, bevor die Band auch nur einen einzigen Ton gespielt hatte.«

»Kaum zu glauben. Hier in Floyds Heimatstadt kann ich das ja voll verstehen. Aber draußen im Land? Im Zeitalter von MTV und so und den Hunderten und Aberhunderten von Bands, die's gibt. Es ist doch heute schon wirklich verdammt unwahrscheinlich geworden, dass der Junge, der im Supermarkt hinter dir in der Kassenschlange steht, nicht in irgendeiner Band spielt.«

»Stimmt. Aber vielleicht ist genau das der springende Punkt. Die Leute wollen es so haben. Sie sind einfach geil auf Musiker und Schauspieler und Models und all so was. Ich glaube manchmal, am liebsten wäre es den Leuten, wenn es gar keine normalen Menschen mehr geben würde, sondern wenn jeder, dem du begegnest, ein Superstar wäre. Keiner interessiert sich doch mehr für Politiker und Wissenschaftler oder Intellektuelle und all so'n Scheiß. Es geht doch allen sowieso schon dreckig genug. Wer sich mit beschissenen McJobs über Wasser halten muss und überhaupt keine lohnende Perspektive mehr hat, der hat doch echt keinen Bock mehr drauf, sich zu Hause auch noch Sorgen um die Ozonschicht oder die Probleme der Obdachlosen und Schwarzen machen zu müssen. Aber so'n Typ mit 'ner elektrischen Gitarre, der mit seinem staubigen Tourbus in die Stadt geschlingert kommt – der ist wie Jesus zum Anfassen, und für die Kids die heiß ersehnte Ausrede, um wieder mal richtig zu Headbängen.«

»Ich fand es eigentlich ganz schön cool, dass ›Goodbye‹ so 'nen zivilisationskritischen Text hat. Ich dachte, der wird einige Fettscheiße ganz schön aufreißen.«

»Ach scheiße. Da hört doch keiner drauf. Floyd selbst hat zu mir gesagt: ›Das ist dieses Bruce-Springsteen-Riff, das die ganzen Arsch-

löcher zum Wippen bringen wird, dieses Riff, das können sie gerade noch kapieren, also sollen sie es von mir aus kriegen und wie die See-hunde Beifall klatschen.«

»Ja, das klingt ganz nach *Nobody's Floyd*.«

»Ist der *Nobody's Floyd*-Scheiß auch schon bis hierher durchgedrungen?«

»Bis hierher durchgedrungen? Karry, du machst dir echt kein Bild, wie sich hier alles verändert hat. Es gibt schon *Nobody's Floyd*-T-Shirts zu kaufen. Selbst Silberman an der Ecke hat welche.«

»Verrrrückt.« Beide lachten, als sie an den alten Silberman dachten, in dessen Laden früher immer nur ausgeleierte Klezmermusik vom Band gelaufen war. »Aber das klingt doch alles nach 'nem Traumleben. Was ist denn dann schiefgelaufen?«

Karen seufzte. Sam junior quengelte und wurde von seiner Mami wieder auf den Schoß geholt.

»Alles. So ziemlich alles lief schief. Na ja, letzten Juli haben wir wie gesagt geheiratet. Ich meine, wir kannten uns da über fünf Monate, was will man mehr verlangen. Wir kannten uns wirklich gut und hatten auch schon einige Ups und Downs hinter uns. Ich wusste auch, dass Floyd irgendwie verrückt war, irgendwie besessen, und dass er auf ganz einzigartige Art und Weise gut war. Jeder, der sich auch nur ein bisschen die Mühe machte hinzuhören, konnte das merken. Aber ich hab mir wohl nicht klar genug gemacht, was das am Ende bedeuten würde. Ich kann nicht mal behaupten, dass es Floyds Schuld gewesen ist. Er ist eben einfach seinen Weg weitergegangen, ohne Gnade, ohne Kompromisse und ohne Gefühle für jemand völlig Nutzlosen wie mich. Der Text dazu stand die ganze Zeit über an der Wand, ich bin nur einfach zu blöd und zu bekifft gewesen, ihn rechtzeitig wahrzunehmen.«

»Karen ...«

»Nein, ist ja schon gut. Ich bin drüber weg. Ich bin ja nicht erst gestern abgehauen. Ich bin schon im November weg, das hab ich dir ja schon gesagt.«

»Und wo warst du die zwei Monate seitdem?«

»Unsichtbar. Überall und nirgends. Floyd hatte mir was abgegeben von dem scheiß Plattenvertraggeld. Ich hab genau das gemacht, was ich sonst auch getan habe, wenn ich mal keinen Bock drauf hatte, mir jeden Abend denselben Gig reinzutun. Ich hab in fremden Städten, fremden Hotels, fremden Bars an der Theke gesessen, hab ein paar Drinks gehabt und mit Cowboys geplaudert. Ich hab das Leben weitergelebt, bis das Geld alle war. So, wie ihr alle mir immer vorgeworfen habt, dass ich bin, so bin ich dann halt auch geworden, da kann man nichts mehr machen.«

Laurie seufzte. »Und jetzt willst du hier unterkommen.«
»Tja. Ich hatte ja keine Ahnung, dass du und Sam wieder ... und dass du jetzt'n Baby hast.«

»Ich hab versucht, es dir zu schreiben.«

»Hast du schon gesagt.«

»Ja. Und es war verdammt noch mal nicht fair von dir, einfach so abzuhaufen. Ich hätte auch deine Hilfe brauchen können, weißt du? Damals, als Sam gerade mit der Anwältin rummachte. Plötzlich warst du auch noch weg, mit deinem Rockstar, und ich blieb ganz allein hier sitzen.«

Das Schweigen, das jetzt entstand, vom Glucksen des Babys betont, war fast körperlich unangenehm. Karen betrachtete die bürgerliche Einrichtung, die bunten Gardinen, die hell gemaserten Schränke, den Tisch, die Audioanlage mit den wuchtigen CD-Ständern links und rechts davon.

»Sieht so aus, als hättest du's aber wieder gut in den Griff gekriegt. Wann habt ihr denn geheiratet?«

»Ich und Sam? Seh ich so aus, als würde ich jemanden heiraten, von dem ich genau weiß, dass er nicht treu sein kann? Nee, so blöd bin ich nun auch wieder nicht. Wir sind nicht verheiratet und werden's auch nie sein, wenn's nach mir geht. Seinen Eltern ist's egal, und unsere sollen die Schnauze halten. Als du abgehauen bist, haben sie ja auch nichts gesagt.«

»Sie haben nichts gesagt?«

»Wenig«, verbesserte sich Laurie. »Na ja.«

»Sie werden froh gewesen sein, dass ich endlich weg war. Wird ihnen ganz und gar nicht gefallen, dass ich noch nicht an meinen Drogen krepier bin.«

»Red nicht so 'nen Scheiß.«

»Ist doch kein Scheiß. Wir waren immer Licht und Schatten für sie, du und ich. Tochter Laura kriegt ein kleines Häuschen außerhalb der Stadt geschenkt, damit sie's nicht mehr so weit bis zur Arbeit hat, und Karen hat ja ihre Drogen und ihre Kerle. So war das schon immer eingeteilt.«

»Niemand hat dich je gezwungen, in unserem Wohnzimmer einen Gang Bang zu veranstalten.«

»Das war kein Gang Bang, verdammt, das hab ich schon tausendmal erklärt. Es war so eine Art Strip-Poker, ganz harmlos.«

»Ganz harmlos, ja. Weißt du was? Am Anfang, als wir beide mit Floyd unterwegs waren und es schon abzusehen war, dass zwischen euch was laufen wird, da hab ich wirklich gedacht, dass Floyd gut für dich ist. Und als du mit ihm abgehauen bist, hab ich das immer noch gedacht. Karry hat das große Los gezogen, hab ich gedacht. Er

hat dich da rausgeholt und dir etwas von der Welt gezeigt, dass dir eigentlich den versponnenen Kopf wieder ein wenig gerader gerückt haben müsste. Aber dann ist dir langweilig geworden mit ihm, oder er hat dann gemerkt, dass mit dir nichts einen richtigen Sinn ergibt, und hat Schluss gemacht. Ich kann mir das alles sehr gut vorstellen. Das ist schon immer so gelaufen bei dir.«

»Gar nichts kannst du dir vorstellen. Überhaupt nichts.«

»Weil du nichts Richtiges erzählst, nur Ausflüchte. Wie soll ich mir denn da ein Bild machen? Du liebst ihn, du heiratest ihn, er ist verrückt, er findet dich nutzlos, ihr trennt euch. Und das alles innerhalb eines halben Jahres. Das ist doch Blödsinn. Willst du auch 'ne warme Milch? Ich mach mir eine.«

»Ja, gerne. Soll ich helfen?«

Laurie ging an Karen vorbei in die Küche, Sam junior auf dem Arm. »Das krieg ich schon alleine hin, mach dir darum mal keine Gedanken.« Sie fing an, einhändig in der Küche herumzuzumoren, Karen blieb sitzen, die Beine untergeschlagen, mit den Fingern an den Stellen pulend, wo die Sofaknöpfe abgeschnitten worden waren.

»Alles ist anders geworden in diesem halben Jahr«, fing sie leise an. »Als wir ihn kennengelernt haben, da hatte er *MBMI* gerade frisch gegründet. Weißt du noch? Sie tourten hier in der Umgegend wild herum, aber immer mit Harrisburg als Basis. Die Kreise wurden zwar immer größer, aber wir beide hatten keine Schwierigkeiten, jede Woche einen *MBMI*-Gig zu sehen und guten Kontakt mit Floyd zu halten.«

»Ja, das war 'ne geile Zeit. Da war Brian Milman noch in der Band. Mein Gott, wenn man uns so reden hört, könnte man meinen, das ist Jahrzehnte her und unsere Jugend liegt so weit zurück. Das war letztes Jahr, Karry!«

»Ja, aber das ist eben doch der Rock'n'Roll. Alles läuft so schnell, läuft so schnell weg. Nachdem ich das erste Mal mit der Band bis nach Scranton rausgefahren bin und übers Wochenende weggeblieben bin, ohne mich bei Ma und Pa abzumelden, hab ich's zu Hause einfach nicht mehr ausgehalten.«

»Mann, das war ja auch vielleicht ein Affentheater. Pa hat mich mitten in der Nacht angerufen und Panik geschoben, von wegen dass du vielleicht gerade jetzt, in dieser Sekunde, von Motorradbanden zu Tode vergewaltigt wirst und all so'n Scheiß. Und ich hab nur gesagt: »Pa, das Mädchen ist achtzehn und volljährig, sie kann jetzt machen, was sie will.««

»Und das stimmte ja auch, verdammt. Wofür wird man denn achtzehn, wenn man dann zu Hause immer noch Stress kriegt.«

»Ne Woche später bist du dann abgehauen.«

»Klar. Wärscht du auch an meiner Stelle. Und es war dann echt das Paradies. Februar, März, April, Mai, Juni, New York State, Ohio und Virginia. Wir hatten so 'ne edle Zeit. Brian hat immer für Stimmung gesorgt, und für guten Stoff natürlich auch, und Floyd war so voller... so voller Kraft und Licht. Man konnte seine Zukunft in ihm leuchten sehen, das ganze Potenzial in ihm. Sie brauchten noch keine zweite Gitarre damals und auch kein Keyboard. Sie waren nur Drum und Bass und Floyds Gitarre und Floyds Stimme, und die Kids liebten uns auf den Konzerten. Klar bekamen wir auch mal Ärger. Brian legte sich fast jedes Mal mit den örtlichen Promotern und den Schuppenbesitzern an und feilschte wie ein Wiesel um mehr Geld, und einmal gab es sogar so 'ne Art Messerduell zwischen Brian und einem Fischfresser oben in Ithaca. Mit Klappmessern sind sie aufeinander losgegangen, und Floyd hat die Gitarre eingepluggt und den Soundtrack dazu live gespielt. Er war so genial. Er ist immer noch genial, aber anders. Es war so eine tolle Zeit. Im Juli dann die Hochzeit, das war das Größte. Und keine zwei Wochen darauf kam dann Utah.«

»Utah? Das ist die blonde Braut, die im Booklet von *Riprage* auf dem Zaun balanciert?«

»Ja, genau die. Utah McAllison. Wir lernten sie in Bradford kennen oder in Smethport oder Jamesport oder irgendeinem dieser Kaffs Richtung Eriesee. Floyd war natürlich total begeistert von ihr. Sie hatte einen süßen kleinen Arsch in abgeschabten Wildlederleggings, und sie zog so ein Soloding durch, mit E-Gitarre umgehängt und Mundharmonika. Und Keyboard und Klavier konnte sie natürlich auch spielen und sogar noch'n bisschen Schlagzeug. Floyd und Brian und Halloran blieb die Spucke weg. Da hatte ich natürlich plötzlich ganz schlechte Karten. Ich kann nicht mal zwei Griffe auf der Gitarre halten, ohne dass mir vor Schmerzen die Fingerkuppen wegspringen.«

»Du kannst nicht mal was? Entschuldige, das Gas macht so 'nen Lärm hier.«

»Ich sagte, ich kann kein einziges Instrument spielen. Da hatte ich dann plötzlich schlechte Karten. Und wie sich herausstellte, war Utah nicht nur mit musikalischen Instrumenten gut. Sie war auch mit ihrer Pussy ziemlich virtuos.«

»Floyd hat's mit ihr getrieben?«

»Sie haben's alle mit ihr getrieben, wenn du mich fragst. Und schneller als 'n Huhn pickt, war Utah Mitglied der Band.«

»Miststück.«

»Tja. Und danach ging es dann richtig los. Die Musik wurde abgedrehter und gefiel mir nie mehr so gut wie vorher, als sie noch zu dritt

gewesen waren. ›Der Sound ist unverwechselbarer geworden‹, sagte man, seit in einige Stücke dieses blöde E-Klaviergeklimper reingewonnen wurde. Ihr Mundharmonikaspiel war aber nicht schlecht, das muss man ihr lassen. Sie konnte so dreckig reinschnäuzen in das Teil, dass man dachte, irgendwo hinter der Bühne werden Elefanten abgestochen. Es war ein Heidenlärm, mit immer mehr Blues- und Rhythm'n'Blues-Einsprengeln. Floyd fing jetzt auch an, anders zu komponieren. Er machte sich Gedanken über diese Harmonien und wie sie mit dem Klavier klingen würden und so. ›Goodbye‹ ist in dieser Zeit entstanden, es ist ja schon auf *Index One* drauf. Hast du *Index One* mal gehört?«

»Ne. So, hier ist deine Milch. Was soll das sein, *Index One*?«

»Das ist ein Bootleg, das drüben in Ohio für Furore sorgte. Ist vielleicht nie bis Harrisburg gedrunge, schade. Aufgenommen irgendwo in Mansfield, glaube ich, und zuerst von ein paar Musikfreaks per Audiotape vertrieben. Mittlerweile gibt's auch schon ein paar CDs davon, ich hab' in Pittsburgh mal eine gesehen, nachdem ich schon von Floyd weg war. Jedenfalls ziemlich wildes Zeug, trotz Utahs Geklimper und Geschrammel. Floyd hat sich die Seele wundgeschrien wie ein Irrer.«

»So wie auf dem Song ›Sleep‹ auf *Riprage*? Uaahhaaahh, den kann ich nie anhören, ohne dass es mir angst und bange wird. Das ist wirklich ein Verrückter, der da singt.«

»Hast du den neuen *Chronicle* gelesen? Der Kritiker da hat geschrieben, ›Sleep‹ sei ›das furchtbarste, herzerreißendste Geschrei seit Auschwitz‹.«

»Harter Vergleich. Aber trifft ziemlich gut.«

»Jedenfalls, *Index One* hatte auch so'n Stoff drauf. Sind zwar glaube ich nur drei oder vier Songs von dann letztlich auf *Riprage* erschienen, aber der Rest war auch gut, wenn nicht sogar noch besser, ursprünglicher, nicht ganz so produziert.«

»Ja? Ich finde gerade, dass *Riprage* total rau klingt. Das ist AAD aufgenommen, das ganze Ding, und ich finde, das hört man auch. Das knurrt und ächzt und übersteuert ja andauernd. Ich find das ehrlich gesagt ziemlich geil.«

»Stimmt schon. Aber das ist immer noch nichts gegen die Live-gigs, die sie früher gemacht haben. Ich war ja schließlich dabei.«

»Ich auch.«

»Aber nicht bei mindestens einhundert.«

»Hundert Gigs. Aaaa-yeah.«

»Tja. Ist ja auch egal. Fest steht jedenfalls, dass *Index One* den Durchbruch brachte. Mel Sletvik von *Loud Chameleon Records* hatte das Tape gehört und bot Floyd einen Plattenvertrag an.«

»So was wie ein Demotape haben die Jungs nie gemacht?«

»Nein, das ist ja das Komische dran. Floyd wollte kein Demotape. Er wollte auch keinen Plattenvertrag. Er hatte auch keine Ahnung, dass *Index One* existierte. Er kam zu dem ganzen Big-Money-Scheiß wie die Nonne zum Dick. Und trotzdem konnte Sletvik ihn kaufen. Nicht mit Geld. Er hat ihm das Studio gezeigt und die Möglichkeiten, die Floyd dort haben könnte. Von da an war Floyd nicht mehr derselbe.«

»Shit.«

»Die Sache mit Utah war schon schlimm genug für unsere Ehe, aber es war etwas, was man verstehen konnte, was man nachvollziehen konnte und worüber man hinwegkommen konnte. Wir hatten auch schon vorher Chicks im Tourbus gehabt, mit denen Halloran und Brian rumgemacht haben. Die Atmosphäre war schon immer sexy auf Tour, und man sieht das auch alles ziemlich locker. Aber plötzlich fing Floyd an, nur noch von der Musik zu reden und sich mehr und mehr von mir zurückzuziehen und so Sachen zu sagen wie ›Seit ich ein kleines Kind war, hab ich von dem und dem Sound geträumt‹ und so – du kannst's dir denken, so was wie die Windefekte bei ›Legless Bird‹ und dieser orchesterartige Rückkopplungswahnsinn von ›Market‹ – und ›endlich könnte ich das machen, ich könnte es wirklich wahr werden lassen‹. Er redete immer mehr von seiner Kindheit und führte sich dabei auch immer mehr auf wie ein kleines Kind. Es war echt scheiße, weil er sich auch keinem mehr so richtig mitteilen konnte, außer Utah vielleicht.«

»Na ja, er ist eben Musiker. Irgendwie kann ich das ja verstehen, dass ihn das so begeistert.«

»Na klar. Verstehen konnte ich das auch. Verstehen tu ich das noch immer. Aber Verstehen ist eben keine Basis für Gemeinsamkeit. Man kann jemanden verstehen und dabei doch unendlich weit von ihm entfernt sein. Verstehen bedeutet auch nicht, dass man mit jemandem reden kann. Gerade weil ich ihn verstand, musste ich halt akzeptieren, dass wir eigentlich nichts gemeinsam hatten außer unseren Sex, dass es eigentlich nichts gab, worüber ich mit ihm reden konnte oder er mit mir. Es war schlimm. Es war richtig schlimm. Aber ich war seine Frau, Laurie. Ich hatte ihn geheiratet, und egal was du und unsere Alten je über mich gedacht haben, ich habe sehr wohl einen Sinn für Verantwortung und Verpflichtungen. Ich beschloss, bei ihm zu bleiben. Wir begannen nach nicht einmal zwei Monaten Ehe, das Leben von Leuten zu führen, wo der Mann arbeiten geht und die Frau versucht, ihm ein schönes Weibchen-Zuhause zu bieten, damit er sich für den nächsten harten Arbeitstag regenerieren kann, und über alles Mögliche wird dahergeplaudert,

nur die Arbeit, das Wichtigste im Leben dieses Mannes, bleibt als Gesprächsthema tabu.«

Laurie lächelte und streichelte ihrer Schwester das Haar. »Denk bitte nicht, dass ich dich auslache, weil ich grinsen muss. Das ist wirklich ätzend, was du da erzählst, aber ich wünschte manchmal, bei uns wäre das auch so. Sam kommt nach Hause und plappert und plappert über seine verdammte Baustelle und wem heute wieder ein Stein auf den Fuß gefallen ist und wie gut sie im Terminplan liegen und den ganzen Mist und – mein Gott, es interessiert mich dermaßen überhaupt nicht, was er dort treibt, das kannst du dir gar nicht vorstellen. Floyd und seine Musik, das wäre wenigstens etwas Kreatives gewesen, etwas Spannendes. Nicht nur Zement und Aushub und Ärger mit der Glaserei.«

Karen lächelte jetzt auch. »Na ja. Musik ist auch nicht so romantisch, wenn man erst mal drinsteckt. Da geht's dann auch nur um Regler Sieben und darum, warum die Bässe links nicht vollfett kommen, das ist auch weit entfernt vom typischen Bob-Dylan-Bild ›Ein-Mann-und-ne-Gitarre-und-los geht's.«

»Da hast du wahrscheinlich recht. Ich kenn mich da eben nicht so aus.«

»Das ist aber auch alles gar nicht so wichtig. Was ich ihm nicht verzeihen habe, was ich ihm wirklich nicht verzeihen konnte, war, dass er Brian rausgeschmissen hat.«

»Stimmt, ich hab mich schon gewundert, warum sie auf *Ripcage* 'nen neuen Drummer haben.«

»Das war Sletviks Idee. Oder besser gesagt: Das war Sletviks Bedingung. Brian war nun mal'n Chaot, immer in irgendwelchen Ärger verwickelt und ein ziemlich heftiger Junkie noch dazu. Sletvik sagte: ›Entweder Milman fliegt, oder ihr könnt die Sache mit dem Deal vergessen.‹ Floyd wusste erst gar nicht, was er tun sollte und wollte Brian erst halten, aber schließlich hatte er ja schon 'mal vor *MBMI* eine Band aufgelöst, und es bereitete ihm auch jetzt keine großen Schwierigkeiten. Elf Tage später war der neue Mann gefunden, und Brian stand auf der Straße und heulte.«

»Das ist traurig. Ich konnte Brian gut leiden. Ich hätt's sogar fast mal mit ihm gemacht, aber er war zu stoned.«

»Ich mochte ihn auch.«

Die Schwestern hingen beide für kurze Zeit ihren unterschiedlichen Gedanken an den hageren, stets unrasierten Brian Milman nach.

»Der neue Drummer ist aber auch sehr gut«, lenkte Laurie schließlich ein.

»Er ist viel besser als Brian, kein Zweifel. Das ist ja auch nicht das Problem. Nick Denning war schon vierzig, als er zu *MBMI* stieß,

und er hatte fast zwanzig Jahre lang weltberühmte Jazzmusiker auf Europatourneen begleitet. Er ist ein verdammtes Drum-Genie, und Floyd verliebte sich sofort in ihn. Das ist ja alles cool. Aber trotzdem war das eben der Punkt, wo das plötzlich keine Rolle mehr spielte. Brian war nicht der beste Drummer der Welt, und er war auch wirklich ein Unglücksrabe und einer, der Schwierigkeiten anzieht, aber er war ein Freund, er war überall dabei gewesen, er hatte meinen Brautführer gemacht, und er hätte der Pate unserer Kinder werden sollen. Halloran kannte ihn schon seit der Kindheit, und auch Hall hatte keine Schwierigkeiten damit, sich von ihm zu trennen. Es war einfach kalt und gemein, das Ganze. Mit Denning an den Drums, sich selbst als Frontmann, dem coolen Halloran am Bass und der schnuckeligen Utah an allem anderen hatte Floyd nun plötzlich eine Band, die auch von der Substanz her das Zeug hatte, alle anderen vom Sockel zu stoßen und den absoluten Megastar-Status zu erreichen, aber diese Band hatte eben auch keine Seele mehr. Sie waren bereits jetzt so kalt und plastikmäßig geworden, wie man das von Superstars her kennt. Zynisch auf Erfolg fixiert. Mel Sletvik rieb sich die Hände, zwei Wochen später sprang auch noch das Arschgesicht Wayland Donelli an Bord, und Brian und ich mussten leider draußen bleiben.«

»Wayland Donelli?«

»Steht bei den *Riprage*-Credits unter ›Management‹. Ist somit der Mann, der wohl deine Briefe an mich nicht weitergeleitet hat, so ein Schweinesack. Hat von Musik noch weniger Ahnung als dein kleiner Sam junior hier, ist aber eine ganz große Nummer im Vermarkten.«

»Ich werde vermarktet, also bin ich.«

»Genau. Jede Band, die einen Plattenvertrag hat, braucht auch einen ordentlichen Manager, sonst sind die ganzen Promo-Gigs und Touren und Interviews und Video-Drehs wohl nicht mehr unter einen Hut zu bringen.«

»Mann, ich hab immer ganz naiv gedacht, das ist nur bei den großen Plattenfirmen so. *Loud Chameleon Records* ist doch ein Indie-Label, oder etwa nicht?«

»Schon, aber das macht heutzutage ja keinen Unterschied mehr. Da die erfolgreichsten musikalischen Trends des letzten Jahrzehnts ausnahmslos alle von Indie-Labels ausgegangen sind, verwalten die sich alle heute genauso wie die großen, denn jedes von ihnen will im Grunde doch nur das Nächste sein, das den ganz großen Hype auslöst.«

»Traurig. Der alte Indie-Spirit ist also dahin.«

»Na ja. Vielleicht gibt es ja noch ein paar verrückte, wirklich non-profit-orientierte und nur idealistische Firmen irgendwo da draußen,

Loud Chameleon und Sletvik jedenfalls gehören nicht dazu. Schließlich haben die auch *Lizard Soul* groß rausgebracht.«

»Stimmt. Die Scheibe von denen habe ich auch irgendwo hier rumliegen.«

»Und? Ist doch eigentlich Scheiß-Musik, oder?«

»Na ja, nicht besonders toll, das stimmt schon...«

»Hm-m. Aber astrein verkauft. ›Listen to the Soul‹ Sletvik. Dieser berühmte Spruch auf der *Riprage*-Anzeige, ›Fuck Your Right to Remain Silent‹ – auch Sletvik. Hat *MBMI* gut geholfen, so ein Motto. Haben die Kids gleich yehyehyeah geschrien.«

»Und *Nobody's Floyd*? Ist das auch auf Sletviks Mist gewachsen?«

»Nee, *Nobody's Floyd* ist ein Original-Floyd, einem der ersten großen Interviews mit ihm entnommen. Das war noch vor der Plattenveröffentlichung, kurz nachdem ›Goodbye‹ rauskam. Aber die Sache mit dem HalbEngel-Foto, das war noch eine große Idee von Sletvik.«

»Das Ding hab' ich als Poster, hab' ich dir ja schon erzählt. Das sieht nuuuuur genial aus. Ich dachte, das sei Boscos Idee gewesen. Der ist doch berühmt für so was.«

»Klar war es Boscos Idee. Aber es war halt Sletviks Dreh, für eine Band, die noch nichts veröffentlicht hat, schon Aufnahmen beim berühmtesten und besten Musikfotografen Amerikas machen zu lassen. Da hat er mächtig Kapital reinvestiert. Er war halt ungeheuer überzeugt von *MBMI*, und so wie's aussieht, kriegt er das ja auch vielfach zurück. Als die Single ›Goodbye‹ rauskam, war *MBMI* schon ›die Band mit den Bosco-Fotos‹ und ›die HalbEngel-Band‹, dazu noch der coole komplizierte Bandname, und das Album verkauft sich wie verrückt.«

»Platz 14 jetzt in der dritten Woche, steht in meiner neuen Programmdisc, und immer noch steigend, das ist wirklich der Wahnsinn. Und ›Goodbye‹ war als Single auch unter den Top Twenty. Ich sage ja, Floyd ist zur Zeit Harrisburgs größter Held. Wenn er sich jetzt hier sehen lassen würde, würde man einen Straßenumzug zu seinen Ehren veranstalten.«

»Platz 14 in den LP-Charts, das ist wirklich unglaublich. Das ist das ganz große Geld. Da kannst du mal sehen. Bosco, die geschickte Promotion von Donelli, die eine gute Single und ein bewusst sparsames Video mit gutaussehenden Musikern – das reicht schon. Mehr hatte keiner je von *MBMI* gehört oder gesehen, und trotzdem rennen die Leute hin und kaufen's, weil sie panische Angst haben, das nächste *Nirvana*-Ding zu verpassen.«

Sam junior, der bisher selig an Lauries Schulter geschmatzt hatte, fing jetzt an zu nörgeln. Mit einem keinen Widerspruch zulassenden »Nimm ihn mal kurz« legte Laurie ihrer Schwester das Baby in die Arme

und ging wieder in die Küche, um das Fläschchen fertigzumachen. Die beiden leeren Milchtassen nahm sie mit und spülte sie aus.

»Und zwischen dir und dem HalbEngel war dann irgendwann nichts mehr zu retten«, stellte Laurie aus der Küche fest.

»Stimmt«, meinte Karen, die den kleinen und warmen, aber doch erstaunlich schweren Babykörper ungeschickt umklammerte, damit nichts passieren konnte. Sam junior quengelte weiter und patschte auf Karens Ohr herum. »Floyd verbrachte seine Zeit jetzt lieber mit Utah oder mit Nick oder mit Donelli als mit mir. Es gab ja so viel zu besprechen, so viel zu planen und so viel zu tun, und gerade beim Gitarre spielen ist ein Ring am Finger ja eher hinderlich. Und als er dann auch noch *The Pope* kennenlernte, war es ganz aus.«

»*The Pope*? Den Papst?«

»Fred Christie, genannt *The Pope*. Das ist der Typ, der *Ripcage* produziert hat. Er war gerade in den Overripe-Studios dabei, das neue Album von *Lizard Soul* zu produzieren, als *MBMI* dort einfielen, um ihre zwei Wochen Studiozeit voll auszunutzen. Der Rest ist ja wohl Legende. *The Pope* hörte Floyd im Nebenraum proben, ließ die *Lizard Soul*-Produktion sausen und übernahm stattdessen die Regler für *Ripcage*. Deshalb ist die lange angekündigte Nachfolgescheibe von *Lizard Soul* immer noch nicht fertig, und *MBMI* sind jetzt der große Abräumer. Und so ist die mit Ausnahme einer einzigen Single noch völlig unbekannte Nachwuchsband *MBMI* dazu gekommen, von einem der legendärsten Produzenten der ganzen United States bearbeitet zu werden. »Der Bessere hat eben gewonnen«, sagt die Legende weiter, und »Verdrängungswettbewerb«, meint die Legende schulterzuckend. Ich persönlich glaube aber, dass die Legende lügt. Utah hat dem *Pope* ein bisschen am Dick rumgelutscht, da konnte er dann wohl nicht mehr ablehnen.«

»Meinst du echt? Sie hat sich Casting-Couch-mäßig verkauft?«

»Ich bin mir ziemlich sicher. *MBMI* sind gut, aber nicht so gut, dass ein *Pope* bestehende Verträge bricht und in unbekanntes Wasser springt, mit der Gefahr, sich total zu blamieren.«

»Aber er hat sich ja nicht blamiert. *Ripcage* ist ein viel größerer Erfolg geworden als damals die Debüt-CD von *Lizard Soul*. Und jetzt sind *MBMI* das große Aushängeschild von *Loud Chameleon*.«

»Tja. Aber wahrscheinlich nur dank *The Pope*. Floyd ist ein großartiger Gitarrist, und singen kann er auch ziemlich gut, aber von Studiotechnik hat er doch überhaupt keine Ahnung. Sicher, er wird die Sound-Ideen geliefert haben, er hat mir ja auch schon vorher davon erzählt gehabt, aber *The Pope* war eben derjenige, der wusste, wie man diese Träume auch wirklich akustisch wahr machen kann. Ohne dieses Know-how hätte das Ganze nichts werden können.«

Laurie kam mit der Nuckelflasche aus der Küche zurück, amüsierte sich rücksichtslos über Karens verkrampfte und völlig falsche Haltung, nahm Sam junior wieder an sich und gab ihm das Fläschchen. Sam schmatzte und rieb die Handflächen gegeneinander wie ein altgedienter Feinschmecker, der im Restaurant schon viel zu lange warten musste und endlich sein Menü bekommt.

»Du gibst ihm nicht die Brust?«

»Bah, neee. Meine Titten sind wahrscheinlich nach vierundzwanzig Jahren Leben in Harrisburg gefährlichere Giftbehälter als irgendwelche Brennstabkästen im Endlager. Das kann ich so einem kleinen Kerl nicht zumuten. Man weiß zwar auch nie, was in dem Glasfraß so drin ist, aber es ist wenigstens abgekocht.«

Karen nickte traurig. »Es ist eine beschissene Welt geworden.«

»Das kannst du laut sagen. Es gibt wohl niemanden, der das deutlicher mitkriegt als eine frischgebackene Mutter. Worauf man heutzutage alles zu achten hat, ist wirklich kaum zum Aushalten. Und bis gerade eben dachte ich in meiner unglaublichen Dummheit, dass wenigstens Musik dazu da ist, Freude ins Leben zu zaubern. Aber es scheint ja auch nur ein Hurengeschäft zu sein.«

»Tja. Sie sind echt alles Nutten, die ganze Band. Nutten für Erfolg. Bei Utah sagt man Nutte, weil sie sich was in die Pussy stecken lässt, aber das, was Floyd getan hat, ist eigentlich noch viel schlimmer. Er hat sich die Seele ficken lassen.«

»Und wie ging's zu Ende? Gab's wenigstens einen anständigen Krach, oder hat sich's nur totgelaufen?«

»Hat sich nur totgelaufen. Hat sich dabei aber noch unnötig in die Länge gezogen. Da du nicht verheiratet bist, kannst du dir gar nicht richtig vorstellen, wie lange einem ein halbes Jahr vorkommen kann. So, als würde es die übrigen achtzehn Jahre des Lebens an Gewicht völlig aufwiegen. Zwei Wochen sind sie im Studio gewesen, Tag und Nacht, da hab ich von Floyd schon gar nichts mehr zu sehen gekriegt. Danach noch die Post-Production, Floyd und *The Pope* unter einer Decke, echt. Dann im Oktober ein paar Promo-Gigs in der Nähe von Cleveland, Termine für die Presse, Fotosessions und der ganze Mist. Wenigstens haben sie es abgelehnt, sich noch irgendeine besondere Art von Bühnenkluft auf die Leiber schneiden zu lassen von irgendeinem In-Couturier. Na ja. Dann haben sie in der ersten Novemberwoche das »Goodbye«-Video gedreht, in einem verfallenen Gaswerk in Elyria. Wieder Post-Production, das Unterlegen von ein paar Tierbildern aus alten Lehrbüchern und so, du kennst ja das Video.«

»Klar. Heavy Rotation.«

»Dann das sogenannte Launching des Videos, also Klinkenputzen und Präsentieren, alles unter Donellis Fittichen. Anfang Novem-

ber kamen dann Single und Video gleichzeitig raus und drängelten sich in den Charts erschreckend weit nach oben. Den ganzen Monat wurde da nur noch verhandelt und geplant und gedielt und gedast, aber keine Musik mehr, keine Gigs. Keine Drogen, klare Anweisung von Donelli. Und siehst du die kleine Karen hier irgendwo? Spielt sie noch irgendeine Rolle in dem ganzen Zirkus? Kriegt sie ihren Ehemann noch irgendwann mal zu Gesicht, geschweige denn fällt es ihrem Ehemann überhaupt auf, dass er sie nicht mehr zu Gesicht kriegt? Nein. Fehlanzeige. Keine Karen mehr. Wenn ich nicht so träge wäre, hätte ich auch schon zwei Monate vorher abhauen können, genauso wie ich von zu Hause hätte abhauen sollen, als ich fünfzehn oder sechzehn war. Ich bin einfach weg, am 28. November, an das Datum kann ich mich noch genau erinnern, und ich gehe jede Wette ein, dass Floyd bis jetzt noch überhaupt nicht gemerkt hat, dass ich nicht mehr da bin.«

»Meine arme Kleine.« Mit links das Baby haltend, stellte Laurie die fast leere Flasche ab und zog ihre Schwester zärtlich an sich, an ihren rechten Busen. Sie hatte jetzt zwei Kinderchen zu umsorgen, das eine schaute satt und behaglich drein, das andere schluchzte leise mit bebenden Schultern. »Meine arme kleine Karry. Du hast genau das Richtige getan. Du bist dort abgehauen, als es echt nicht mehr auszuhalten war. Und es war auch richtig von dir, zu mir zu kommen. Mit den beiden Sams hier im Haus wird es zwar jetzt ein wenig eng werden, aber der eine ist ja sowieso fast nie da, und mit dem anderen kannst du mir auch ruhig ein wenig zur Hand gehen. Das wollen wir doch mal sehen, was Sam senior dagegen haben kann, dass du eine Weile hier auf der Couch übernachtet.«

Sam senior hatte nichts dagegen. Er kam am späten Nachmittag heim und war eigentlich ziemlich erfreut, Lauries jüngere und attraktivere Schwester wiederzusehen. Sam arbeitete beim Bau eines zwanzigstöckigen Bürogebäudes als so eine Art Planungs- und Umsetzungschef, und dass eine 45jährige Anwältin aus der Upper Class ihn letztes Jahr zwei Monate lang als Sexgespielen benutzt hatte, war das Gediegenste gewesen, was ihm je im Leben passiert war. Nicht nur seine Augen waren genau wie die des Babys, auch der Rest seines Gesichts ließ keinen Zweifel an der Vaterschaft.

»So«, grinste er, während er das Risotto, das Laurie aus einer Tiefkühlpackung in der Pfanne aufgebraten hatte, auf der Gabel zum Mund balancierte, »hat die kleine Karen das große Rock'n'Roll-Business wieder sausen lassen, hm?«

»Tja.«

Ihm fielen noch weitere ähnlich bewegende Fragen ein, auf die man ähnlich antworten konnte, wie zum Beispiel »Hat sich der große

Floyd Timmen doch nicht als Märchenprinz entpuppt?« und »Ist Musik also doch nicht ausreichend, um ein Leben draus zu machen?«, bevor er endlich anfang, von der Baustelle zu erzählen, und was dort so alles heute passiert und an unglaublichen Unfähigkeiten seiner Untergebenen vorgefallen war, und die beiden Frauen konnten sich ansehen und kichern wie früher.

Nach dem Essen saßen sie noch ein wenig zusammen und reicherten das Baby herum wie einen quietschenden Football. Als Sam junior aber wieder quengelig wurde, trug Daddy den Kleinen nach oben ins Kinderzimmer und Mommy deckte ihn fürsorglich zu. Dann wurde die Tür geschlossen, damit die Erwachsenen unten im Wohnzimmer noch ein bisschen Musik hören konnten. Sam senior hatte das Gefühl gehabt, dass es eine gute Idee wäre, *Rip-cage* aufzulegen. Also war er aufgestanden und hatte brummend in den CD-Türmen herumgesucht, bis Laurie ihm zur Hand gegangen war und ihm gezeigt hatte, wo die CD steckte, die auf dem Cover einen Supermarkteinkaufswagen zeigte, der bis obenhin vollgepackt war mit Alkoholflaschen, Handfeuerwaffen, Kondomen, Tabletten, Rauschgiftbeutel und -spritzen, Crackpfeifen und Batterien. Also hörten sie *Rip-cage*, während sie dasaßen und Bier tranken. Beim ersten Song, dem rockigen und eingängigen ›Goodbye‹, trommelte Sam Senior mit den Fingern ziemlich variantenlos den Takt und wippte beim Reden ein bisschen mit. Als danach die exzessive, elfminütige Rückkopplungsorgie ›Market‹ einsetzte, auf der Floyd und Utah sich um nur zwei Töne herumspielend mit ihren E-Gitarren gegenseitig an die Wand zu blasen trachteten, bis die elektrischen Nachwehen ihrer Töne sich zu einem gigantomatischen Choral aufgeschaukelt hatten, wippte Sam senior nicht mehr, sondern zog stattdessen mit offensichtlich häufig praktizierter Heftigkeit über Politiker, Steuern und das miserable Angebot an qualifizierten Fachkräften her. ›Legless Bird‹ nötigte ihn zu der Äußerung: »Das hier, das hätte'n schöner Song werden können, wenn da nicht dauernd die Gitarre oder was das ist so rauf und runter machen würde. Dadurch geht alles wieder kaputt.« Karen ertappte sich dabei, wie sie bei ›Zeroes‹ versuchte, einen Sinn und ein System hinter den wütend hervorgestoßenen Zahlenketten zu finden. ›Zeroes‹ war sehr rhythmisch, das Zahlenstakkato ließ einen fast an eine lebendige Art von Drumcomputer glauben. Beim Refrain, der sich immer im hämmernden »Six-six-six« entlud, ballte Laurie die Faust und sang mit. »Six-six-six.« Das folgende ›Word Is Soul‹ brachte ein neues Duell zwischen Floyd und Utah, nur dass Utah diesmal an einem samtig klingenden Piano zugange war. Die schöne, rührende Melodie, Inkarnation

all dessen, was Karen schon früher an Floyds Musik geliebt hatte, ließ ihren Blick durch den plappernden und lachenden Sam senior hindurchdriften. Überhaupt hörte sie eher auf die Musik als auf das, was geredet wurde. *Rip cage* war erschienen über einen Monat, nachdem sie von Floyd abgehauen war, ohne Time-Schedule-Verzögerung, ohne ein einziges ›Karry Come Back‹ drauf, und sie hatte außer einem von den genervten Blicken der hinter ihr wartenden Kunden gehetzten Durchscannen in einem großen Plattenladen bisher noch gar keine Gelegenheit gehabt, das Album zu hören. Den sechsten Song, ›Sleep‹, mit seinem infernalischen, röhrenden Gebrüll, hielt Sam senior immerhin vier Minuten lang durch, bevor er zum CD-Player rüberging und die Musik abstellte, sodass die restlichen vier Lieder ungehört blieben.

Während ›Sleep‹ lief, war eine merkwürdige Stimmung im Zimmer. Sowohl Karen als auch Laurie betrachteten Sam senior aufmerksam und warteten auf den Moment, wo er sich entweder abfällig äußern oder sogar abschalten würde. Die vier Minuten, die er durchhielt, wurden somit für Karen zu einem Prüfstein für Sams Aufgeschlossenheit, für Laurie zu einem Test dafür, wie höflich Sam war und wie er ihre Schwester behandeln würde, wenn sie blieb. Vier Minuten – etwa die Hälfte des Liedes – war ein Ergebnis, mit dessen Auswertung sie Schwierigkeiten hatten. Es blieb wohl weiterhin ihnen selbst überlassen, was von Sam – und auch von Floyd – zu halten war.

»Wenn ihr mich fragt«, meinte Sam, nachdem er abgeschaltet und sich wieder gesetzt hatte, »verdient dieser Floyd ein paar kräftige Dinger auf die Zähne. Macht einen Lärm wie ein gottverdammter Teufelsanbeter und behandelt meine Schwägerin schlecht. Und du« – mit Blick auf Laurie – »hast auch noch achtzehn Dollar ausgegeben für diesen Scheiß. Ich geh aufs Klo und dann ins Bett.« Als er die Tür zum Bad erreicht hatte, drehte er sich noch einmal um und sagte: »'Ne Menge Leute hier finden jetzt, dass Floyd Timmen einfach der Größte ist. Ich und meine Jungs, wir sind da wirklich anderer Meinung, *wirklich* anderer Meinung, ich kann euch sagen.«

Laurie grinste Karen an und zuckte die Schultern. »Was hast du erwartet? Sam steht auf Meat Loaf und Bob Seger und solche Sachen.«

Karen schüttelte sich. »Versprich mir, dass du dafür sorgst, dass Sam junior mal was Gutes zu hören bekommt.«

»Na, dagegen wird Senior gar nichts machen können, schließlich bin ich es, die den ganzen Tag über mit dem Kleinen zusammen ist. Und du kannst drauf wetten, dass ich mit ihm auf dem Arm schon zu ›Zeroes‹ über den Teppich gegroovt bin.«

»Dir gefällt das Album richtig gut?«

»Nicht alles. ›Market‹ ist mir zu lärmig, und ›Sleep‹ find ich furchtbar. Aber ansonsten find ich's echt geil, tut mir leid.« Sie nahm einen Schluck Bier und setzte dann hinzu: »Ich fand auch Floyd geil, aber er hatte ja nur Augen für dich.«

»Sei froh. Da bist du dem Unheil noch mal von der Schippe gesprungen.«

»Wer weiß«, sagte Laurie und blickte langsam zur Badezimmertür hinüber, hinter der es gleichzeitig gurgelte und spülte. »Ist dir eigentlich klar, dass ... wenn du nicht mit Floyd abgehauen wärest ... dass ich dann niemals auf Sams Beteuerungen gehört hätte ... und wohl auch nie ohne Pille mit ihm geschlafen hätte? Ich hatte einfach das Gefühl ... ganz allein zu sein auf der Welt. Sam hatte seine Sado-Anwältin, du hattest Floyd, alle meine Freundinnen von früher waren verheiratet und hatten Kinder, selbst Mom und Dad haben einander. Nur ich hatte überhaupt nichts.«

»Laurie, du hast doch immer ...« Karen stoppte sich selbst und dachte darüber nach, was sie gerade hatte sagen wollen. Es war sicherlich nicht fair, Laurie vorzuwerfen, dass Laurie immer von allen – Eltern, Lehrer, Nachbarn, Verwandten – besser behandelt worden war als sie selbst. Irgendwie hatte sich daran ja nichts geändert. Seitdem sie beide nicht mehr in direktem Vergleich zueinander standen, kriegte Laurie offensichtlich immer noch mehr hin als sie, also musste es auch an ihnen beiden selbst liegen. An Barbie und dem Freak.

Die beiden Schwestern schwiegen, während Sam im Badezimmer merkwürdige Geräusche machte, die ein bisschen klangen wie aus einem Horrorfilm. »Meinst du wirklich, dass es meine Schuld ist?«, tastete Karen sich vor.

Laurie starrte mit vorgerecktem Hals auf ihre Bierdose. »Schuld?« Sie sah wieder zur Badezimmertür hinüber, straffte sich dann und sagte: »Nein, keine Schuld. Es ist ja nichts Schlimmes passiert, also kann man wohl kaum von Schuld sprechen.« Sie legte beide Hände flach auf die Tischplatte. »Warum sitzen wir eigentlich hier rum und blasen Trübsal wie zwei alte Grubengäule? Lass uns lieber hochgehen und dir Bettwäsche und was zum Anziehen holen, bevor Sam sich hinhaut. Aber leise – der Kleine schläft schon.«

Karen nickte und folgte ihrer Schwester auf Zehenspitzen ins Obergeschoss. Dort konnte Laurie es sich nicht verkneifen, ins Kinderzimmer reinzulugen, um nachzusehen, ob auch alles in Ordnung war, und voller mütterlicher Gefühle ihren Säugling beim Schlafen zu betrachten. Karen huschte derweil weiter zum Schlafzimmer der jungen Eltern und machte Licht.

Über dem Kopfende des Bettes schwebte Floyd, in pastellenen Blautönen, groß, mächtig und beschützend. Seine ungleichen Schwingen waren erhoben in einer Geste, die gleichzeitig drohend und vergebend wirkte. Er schwebte dort über dem Bett, und Karen blieb fast das Herz stehen.

Es war das berühmte HalbEngel-Poster.

Es zeigte Floyd, mit geschlossenen Beinen dastehend, von schräg rechts vorne aufgenommen, nur mit einer dreckigen und zerfetzten Jeans bekleidet, den Kopf leicht gesenkt, sodass die Haare sein Gesicht fast verdeckten, und beide Arme nach oben ausgebreitet. An den rechten Arm angeklemt seine elektrische, über 30 Jahre alte Les-Paul-Gibson-Gitarre mit der mattblauen Lackierung, den Ahornhals in der Hand, die untere Brettrundung in der Achselhöhle. Der linke Arm war mittels Computermontage in einen großartigen, leuchtend weißen Schwanenflügel verwandelt. Darunter stand in etwas krakeligen weißen Großbuchstaben der volle Name der Band: *Mercantile Base Metal Index*. Als Floyd Karen vor einigen Monaten zum ersten Mal so ein Poster stolz vor den Augen entrollt hatte, war sie der Meinung gewesen, dass es das schönste Foto war, das sie je gesehen hatte. Daran hatte sich wenig geändert. Die Wirkung war immer noch erstaunlich. Floyd plötzlich zu sehen, so, ganz alleine mit ihm ...

»Hätt ich dich vorwarnen sollen, wie *groß* er ist?«, schmunzelte Laurie, die gerade ins Zimmer kam.

Karen riss sich blinzeln von dem Anblick los. »Sam duldet das? Ich meine – wenn er ihn doch nicht ausstehen kann ...«

»Ach. Ich hab ihm gesagt, das Foto hilft mir dabei, beim Sex zu kommen. Also muss er's wohl oder übel dulden. Und wahrscheinlich ist genau das auch der Grund, warum er Floyd so gerne verprügeln möchte.« Sie lachten beide, zogen über Sam, Floyd und die Männer im Allgemeinen her und suchten Bettwäsche, Laken und einen Pyjama für Karen aus den Schränken. Als sie alles gefunden hatten, ging Laurie voran aus dem Zimmer und die Stiege hinab, um das Sofa im Wohnzimmer als Karens neue Schlafstatt herzurichten. Karen ging bis zur Tür, dann blieb sie stehen und blickte auf das Poster zurück.

Floyd. Da war etwas an ihm, wie er so dastand, die elektrischen Schwingen gekreuzigt, das es einem schwer machte zu akzeptieren, dass er sich so verändert, verkauft hatte, sich so über den Tisch

hatte ziehen lassen von einer Gruppe ausgebuffter Geldhaie. Er hatte schon immer dieses Träumerische gehabt, dieses In-die-Ferne-schweifende, in der ganzen langen Zeit der zehn Monate, die sie sich gekannt hatten und die sie zusammen gewesen waren. Dieser Glaube an Musik, dieses Investieren von Wahrhaftigkeit und Seele in etwas so Unfassbares wie Klang. Aber wer hatte heutzutage schon die Zeit und die Nerven, sich mit Musik wirklich ernsthaft auseinanderzusetzen? Wir leben in Zeiten, in denen unverhüllte Liebe ein tödliches Wagnis geworden ist, in denen man nicht mehr Atem schöpfen kann, ohne husten zu müssen, und in denen die Nachrichten einen jeden Tag mit den allerneuesten Obszönitäten und blutigen Perversionen überfüttern. Welchen Stellenwert hat da der Rock'n'Roll? Ist er nicht nur ein Soundtrack zu unser aller Leben, aus dessen überreich dargebotenem Angebot sich jeder die Bits zusammensucht, denen er etwas für sich zu bedeuten gestattet? Von welchem Interesse kann angesichts des wahren Lebens da draußen selbst die größte Kunst noch sein? Von welcher Bedeutung? Wenn einer eine Pistole hat und der andere eine Gitarre, ist der mit der Pistole doch immer im Vorteil. Selbst unter den Schulkids gibt es heute kaum noch welche ohne Pistolen. Und doch ... und doch träumen alle von ihnen davon, einmal so wie du zu sein, Floyd. Ein übersteuerter Engel, dem es tatsächlich gelungen ist aufzusteigen. Aus all dem Schmutz und den Notwendigkeiten hier unten. Für Momente habe ich deinen Körper in meinem gehabt und habe dich nicht halten können. Zu glühend, zu schwer, zu fremd.

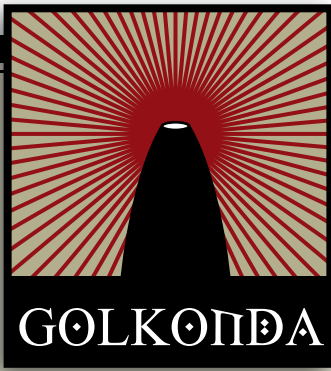
Dann hast du dich veräußert und bist einer von denen geworden, die ich immer schon gehasst habe.

Lass dich nicht von ihnen täuschen – auch die, an die du dich verkauft hast, hassen dich, hassen dich jetzt, immer, hassen dich, weil du schöner bist als sie.

Und so vereinigst du uns alle in unserem Hass und unserer Furcht.

Der gesenkte Kopf Floyd Timmens hob sich nicht, um zu antworten. Er blieb verschlossen, in sich selbst vertieft.

Karen atmete tief durch. »*Nobody's Floyd*«, sagte sie sanft zu dem Bildnis. Ihre Finger fanden den Lichtschalter. Es wurde dunkel.



Gazette

Das Paperback-Programm 2010

Im September 2010 startet der Golkonda Verlag eine Paperbackreihe, sämtlich als hochwertige Klappenbroschuren im Format 13 x 20,5 cm zum Preis von (je nach Umfang) zwischen 10 bis 20 Euro.

Den Anfang machen vier Autoren, die uns schon des Längeren ans Herz gewachsen sind:

David Marusek zählt in den USA bereits zu den beliebtesten Autoren anspruchsvoller Science Fiction. Wir bringen eine Auswahl seiner besten Erzählungen unter dem Titel *Wir waren außer uns vor Glück*.

Joe R. Lansdale ist das, was man einen geborenen Erzähler nennt. Vielfach preisgekrönt und in den USA längst ein Star, beginnt er sich nun auch im deutschsprachigen Raum durchzusetzen. Nach den beiden Krimis *Wilder Winter* und *Rumble Tumble* legen wir im kommenden Herbst seinen Texas-Noir-Thriller *Sunset and Sawdust* unter dem Titel *Kahlschlag* als deutsche Erstausgabe vor. Im Frühjahr 2011 wird die Übersetzung seines Romans *Leather Maiden* folgen.

Tobias O. Meißner wurde bereits bei Erscheinen seines ersten Romans *Starfish Rules* mit Kritikerlob geradezu überhäuft. Inzwischen hat er sich mit seiner Fantasy-Serie *IM ZEICHEN DES MAMMUTS* und der Tolstoi-Hommage *Die Dämonen* einen breiten Fankreis erschrieben. Wir legen seinen zweiten Roman neu auf: *HalbEngel* ist erstmals 1999 im Rotbuch Verlag erschienen und inzwischen vergriffen; nun wird dieser »Power-Roman über die Musik, ein Genie und die Liebe« endlich wieder erhältlich sein.

Edmond Hamilton, Großmeister der Phantastik, ist in Deutschland vor allem mit seinen ganze Galaxien umspannenden Space Operas bekannt geworden. Wir veröffentlichen eine zweibändige Ausgabe seiner *VERSCHOLLENEN ABENTEUER VON CAPTAIN FUTURE*.

Wir waren außer uns vor Glück

von **David Marusek**

Unter dem Titel *Getting to Know You* erschien 2007 in dem US-amerikanischen Verlag Subterranean Press ein Sammelband mit Erzählungen des in Alaska lebenden Schriftstellers David Marusek. SF-Lesern war Marusek zu dem Zeitpunkt bereits ein Begriff. Seit seiner ersten Geschichte »The Earth Is on the Mend«, im Mai 1993 in der Zeitschrift *ASIMOV'S SCIENCE FICTION* publiziert, wurden seine Storys und Novellen regelmäßig in »Best of«-Anthologien nachgedruckt und für zahlreiche Literaturpreise nominiert.

Inzwischen hat David Marusek zwei Romane vorgelegt. *Mit Counting Heads* (2005) und *Mind Over Ship* (2009) hat er sich endgültig als herausragender und in vieler Hinsicht bahnbrechender SF-Autor etabliert. Seine Novelle »The Wedding Album« wurde im Jahr 2000 mit dem »Theodore Sturgeon Memorial Award« ausgezeichnet.

Im Golkonda Verlag erscheint nun ein Sammelband mit fünf Erzählungen und Novellen, die alle vor dem Hintergrund desselben Zukunftsentwurfs spielen wie Maruseks Romane. Darin enthalten sind unter anderem seine beiden Meisternovellen »We Were Out Of Our Minds With Joy« und »The Wedding Album«, die im englischsprachigen Raum zu den am häufigsten nachgedruckten SF-Texten überhaupt zählen.

Deutsche Erstausgabe

Ins Deutsche übertragen von

Jasper Nicolaisen & Jakob Schmidt

Klappenbroschur | ca. 200 Seiten | ca. € 14,90

ISBN 978-3-942396-03-5

Voraussichtlicher Erscheinungstermin: Herbst/Winter 2010

Kahlschlag

von **Joe R. Lansdale**

(*Sunset and Sawdust* | Alfred A. Knopf 2004)

Osttexas in den 30er Jahren: In Camp Rapture ist die Sägemühle der Familie Jones der größte Arbeitgeber. Pete, einziger Sohn der Familie und Constable des kleinen Orts, prügelt und vergewaltigt regelmäßig seine Frau Sunset, bis diese ihn eines Tages in Notwehr erschießt.

Ganz Camp Rapture steht Kopf, als Petes Mutter sich nicht nur auf Sunsets Seite schlägt, sondern auch dafür sorgt, dass ihre Schwiegertochter der neue Constable des Ortes wird. Als wäre diese Kröte nicht schon schwer genug zu schlucken, nimmt Sunset ihre neue Aufgabe auch noch außerordentlich ernst. Ihre Untersuchung eines rätselhaften Doppelmords reißt sie in einen gefährlichen Strudel aus Gier, Korruption und brutaler Gewalt.

Deutsche Erstausgabe

Herausgegeben von *Richard Betzenbichler*

Ins Deutsche übertragen von **Katrin Mrugalla**

Klappenbroschur | 362 Seiten | € 16,90

ISBN 978-3-942396-01-1

Erschienen im November 2010

HalbEngel

von **Tobias O. Meißner**

»Ich glaube nicht an Noten. Ich glaube an den Rausch in mir.«

HalbEngel ist eine Reise in die Welt der Rockmusik – in die Welt der Musiker, Groupies, Produzenten, Kritiker und Fans. Tobias O. Meißner schreibt in diesem Roman über alle Facetten eines Genies: die wahnsinnige Leidenschaft für die Sache, das Leiden der Menschen, die ihn lieben, und auch das geile Gefühl derer, für die Floyd Timmen einfach ein großartiger Musiker ist. *HalbEngel* ist ein Power-Roman über Musik, über ein Genie und über die Liebe.

Einer der ganz großen Romane um Musik und Leidenschaft, der sich mit Meisterwerken wie *Armageddon Rock* von George RR Martin, *Schattenklänge* von Lewis Shiner und *High Fidelity* von Nick Hornby messen kann.

Durchgesehene Neuausgabe

Klappenbroschur | 218 Seiten | € 16,90

ISBN 978-3-942396-02-8

Erschienen im November 2010

Die Rückkehr von Captain Future

von **Edmond Hamilton**

(*Captain Future — DIE VERSCHOLLENEN ABENTEUER 1*)

Curtis Newton, Beschützer der Erde und Retter des Sonnensystems, ist in den Tiefen des Weltalls verschollen. Werden wir ihn und seine Freunde, die heldenhaften Futuremen, jemals wiedersehen? Ist es möglich, das Captain Future, der Roboter Grag, der Androide Otho und das lebende Gehirn Simon Wright in der Andromeda-Galaxis auf einen Gegner gestoßen sind, dem sogar sie nicht gewachsen sind?

Diese und andere Fragen beantwortet SF-Großmeister Edmond Hamilton in vier längeren Erzählungen, die im Jahr 1950 in den USA erschienen sind und hier erstmals auf Deutsch vorgelegt werden. Ein weiterer Band, der die letzten drei CAPTAIN FUTURE-Erzählungen Hamiltons sowie die mit dem »Hugo Award« ausgezeichnete Novelle »The Death of Captain Future« von Allen Steele enthalten wird, erscheint im Frühjahr 2011.

Deutsche Erstausgabe

Ins Deutsche übertragen von **Frauke Lengermann**

Klappenbroschur | ca. 200 Seiten | ca. € 14,90

ISBN 978-3-942396-04-2

Voraussichtlicher Erscheinungstermin: Herbst 2010

Im Schatten des Tigers

von **Angélica Gorodischer**

Argentinien ist im Jahr 2010 Ehrengast der Frankfurter Buchmesse. Aus diesem Anlass präsentieren wir einen Sammelband mit Erzählungen einer der ganz großen Stimmen der lateinamerikanischen Phantastik: Angélica Gorodischer ist in ihrer Heimat längst eine lebende Legende. Auf Deutsch war von ihr bisher lediglich der Roman *Eine Vase aus Alabaster* zu haben. Die vorliegende Auswahl soll einen Einblick in das vielgestaltige Werk dieser preisgekrönten Autorin geben.

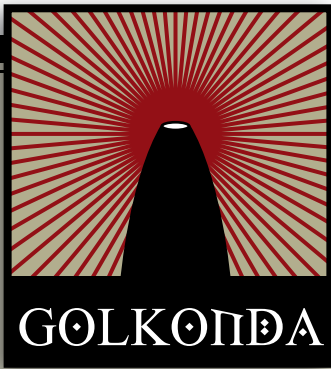
Deutsche Erstausgabe

Aus dem argentinischen Spanisch von einer Gruppe von Studentinnen und Studenten der Universität Potsdam unter Leitung von **Susanna Mende**

Klappenbroschur | 183 Seiten | € 16,90

ISBN 978-3-942396-08-0

Erschienen im Oktober 2010



Gazette

JOE R. LANSDALE

Kahlschlag

Der Verleger über dieses Buch: Von Joe R. Lansdale habe ich vor über zehn Jahren die Novelle »Der große Knall« für eine Anthologie des Verlages Bastei-Lübbe übersetzt, und es war Liebe auf den ersten Blick. So war ich natürlich begeistert, als sich die Gelegenheit bot, im Berliner Shayol-Verlag, an dem ich beteiligt war und bin, Novellen und Krimis von Lansdale zu publizieren. Zwei Titel aus dieser Reihe – Wilder Winter und Rumble Tumble – hat inzwischen Golkonda übernommen, und Krimiherausgeber Richard Betzenbichler setzt seine Arbeit nun mit Kahlschlag (im Original Sunset and Sawdust) fort – für viele Lansdales bester Roman.

Kapitel 1

An jenem Nachmittag regnete es Frösche, Flussbarsche und Elritzen, und Sunset stellte fest, dass sie eine Tracht Prügel genauso gut einstecken konnte wie Drei-Finger-Jack. Im Gegensatz zu Jack, dem seine Abreibung bei strahlendem Sonnenschein verpasst worden war, kassierte sie ihre in ihrem eigenen Haus auf dem eiskalten Holzboden, während ein Zyklon an den Fenstern rüttelte und das Dach abhob.

Sie lag auf dem Rücken und hatte nur noch das Oberteil ihres Kleides an, weil Pete, während er auf sie eindrosch, daraufgetreten war und dabei die untere Hälfte abgerissen hatte, die so fadenscheinig war wie ein Wahlversprechen. Ihr schoss der Gedanke durch den Kopf, dass sie jetzt bloß noch zwei Kleider besaß und dass sie gerade dieses nur ungern verlor, weil es – obschon ausgebleicht – ein schönes Blumenmuster hatte, auf dem Flecken nicht so auffielen.

Aber das war nur ein flüchtiger Gedanke. Vor allem überlegte sie fieberhaft, wie sie ihn dazu bringen konnte, sie nicht mehr zu schlagen. Sie hatte versucht, seine Schläge mit erhobenen Händen abzuwehren, aber er hatte so fest auf sie eingedroschen, dass sie ihr ins Gesicht klatschten und fast so viel Schaden anrichteten, als hätte er ihr die Faust hineingerammt.

Schließlich hatte er sie zu Boden gestoßen, sich auf sie geworfen, ihr die Beine auseinandergedrückt und ihr den Rest der Kleidung vom Leib gerissen. Als er ihr das Oberteil und den Büstenhalter zerfetzte, sagte er lallend: »Da sind ja meine Tittchen.« Sein Atem war

eine einzige Alkoholfahne. Dann zerrte er an ihrer Unterwäsche, bis sie riss, und warf sie zur Seite. Als Nächstes öffnete er seinen Waffengurt und schmiss ihn neben sich auf den Boden. Während er am Reißverschluss seiner Hose herumnestelte, um das Maultier in die Scheune zu treiben, streckte Sunset die Hand aus, zog seinen .38er Revolver aus dem Holster, drückte ihm den Lauf, ohne dass er das mitbekam, gegen den Kopf und jagte ihm eine Kugel in die Schläfe.

Der Schuss war so laut, als hätte Gabriel sie mit einem Fanfarenstoß direkt in den Himmel hinaufgeschleudert, dabei war es Pete, der die Reise nach oben antrat. Oder wohin auch immer. Sunset gefiel der Gedanke, dass er einen Platz in der Hölle zugewiesen bekam, direkt neben dem Ofen. Aber im ersten Moment schrie sie einfach nur laut auf, als hätte die Kugel sie getroffen oder als hätte man ihr nach der Geburt einen Klaps auf den Hintern gegeben.

Pete erschlaffte – nicht nur in dem Organ, das er soeben hatte zum Einsatz bringen wollen, sondern am ganzen Körper. Er gab nicht einen Laut von sich. Kein »Autsch«, kein »Ach du Scheiße«, kein »Ist das zu fassen?« – Dinge, die er unter normalen Umständen gern sagte, wenn er von etwas überrascht wurde oder unter Druck stand. Er kassierte einfach die volle Ladung, ließ einen Furz fahren, der fast so laut war wie der Schuss, sackte vornüber und schwang sich auf das schwarze Pferd des Todes.

Als wäre es nicht schon schlimm genug, dass sie ihr Kleid, ihre Unterwäsche und ihre Würde verloren hatte, klirrten jetzt die Fenster auf der Ostseite wie die Ketten eines Schlossgespensts und zer-

barsten; die Tür flog davon, als wäre sie nie mehr als ein lose zusammengefügt Puzzle gewesen, und der Wind riss das Dach mit sich.

Die Waffe immer noch in der Hand, lag sie auf dem Rücken, ihre Kleidung in Fetzen, an den Füßen ihre alten, flachen Schuhe, in der Schulter ein Stück Fensterglas. Pete lag schwer wie ein nasser Sack auf ihr. Wo die Kugel eingetreten war, befand sich ein kleines Loch, aber ein großes Austrittsloch, wie eigentlich zu erwarten gewesen wäre, konnte sie nirgendwo entdecken. Vermutlich war die Kugel in seinem Schädel herumgerast und hatte seinen Inhalt zu Gelee verarbeitet. Aus der Wunde und aus seiner Nase sickerte Blut und tropfte ihr auf die Brust.

Sie schob ihn von sich runter und sah ihn an. Keine Frage – davon würde er sich nicht wieder erholen. »Da hast du wohl nicht mit gerechnet, was?«, sagte sie.

Sie betrachtete ihn eine Zeit lang, und dann fing sie plötzlich an zu schreien, als steckte in ihr eine Todesfee. Aber schon im nächsten Zimmer hätte man ihre Schreie nicht mehr gehört. Sie waren laut, aber der Sturm war lauter. Das Haus bebte, knarrte, knirschte und quietschte.

Und dann wurde alles, bis auf den Boden, zwei hässliche Sessel, einen gusseisernen Herd, Sunset und den Toten hochgesogen und innerhalb von Sekunden über das ganze Land verteilt.

Sunset klammerte sich schreiend am Boden fest, während der Wirbelsturm über sie hinwegtobte.

Kaum war der Sturm vorüber, klarte der Himmel auf, und die Sonne brannte wieder gnadenlos herab, als hätte es den kalten Wind und den Regen nie gegeben.

Sunset blutete. Sie fühlte sich schwach. Als sie aufstand, fielen Kleiderfetzen zu Boden. Sie zog den Glassplitter heraus, der in ihrer Schulter steckte. Er hatte nicht allzu viel Schaden angerichtet, die Wunde blutete kaum.

Nackt – bis auf die Schuhe und den Revolver, den sie immer noch in der Hand hielt – trat sie aus den Überresten ihres Hauses heraus und stolperte die schlammige Lehmstraße entlang. Unter ihren Schuhen zappelten und zuckten Frösche, Elritzen und Flussbarsche.

Sie fühlte sich so verloren wie Kain, nachdem er Abel getötet hatte.

Petes Auto hatte sich – völlig verbeult und mit dem Dach nach unten – um zwei riesige Eichen gewickelt, als wäre es aus flüssigem Lakritz. Nicht weit davon entfernt lag sein hölzerner Aktenschrank. Die Tür war zerbrochen, und die Akten hatten sich überall verteilt.

Wie es das Schicksal wollte, stieß sie auf eine ihrer Gardinen, die sie aus einem Mehlsack genäht und blau gefärbt hatte. Sie hing von einem Ast herab wie vom Arm eines Hausdieners.

Sunset wickelte sich die Gardine um die Taille, drapierte ihre langen roten Haare über ihre Brüste und ging weiter die Straße entlang. Ihre Schuhe quietschten bei jedem Schritt. Sie bückte sich, um einen zermatschten Frosch von der Sohle abzukratzen, und als sie wieder hochsah, entdeckte sie Uncle Riley, den farbigen Messerschleifer, der mit seinen zwei Maultieren und dem Wagen die Straße entlanggezuckelt kam. Sein Sohn Tommy ging nebenher, pickte mit einem spitzen Stock Flussbarsche auf und warf sie auf die Ladefläche.

Als Uncle Riley Sunset sah, zog er die Zügel an und sagte: »Oh verdammt. Ich hab nix gesehen, weiße Ma'am. Wirklich. Und Tommy hier hat auch nix gesehen. Wir haben beide gar nix gesehen.«

Aber Tommy sah eine ganze Menge. Sunsets Brüste linsten durch ihr rotes Haar hindurch, und Tommy hatte noch nie Brüste gesehen, weder weiße noch schwarze, abgesehen von denen seiner Mama, als sie ihn gestillt hatte, aber die Erinnerung daran war längst verblasst.

Sunset war es in dem Moment völlig egal, wer was sah. Sie blutete aus Nase und Mund, und ihre Augen schwellen allmählich zu. Sie fühlte sich, als hätte man sie in Brand gesteckt und das Feuer dann mit dem Rechen ausgeklopft.

»Uncle Riley«, sagte sie. »Ich bin's, Sunset. Ich bin verprügelt worden.«

»Ach Gott, Mädels, aber wirklich. Ich steig jetzt runter und helf Ihnen. Aber dass Sie mir ja auf nix schießen, hörn Sie?«

Sunset sackte auf die Knie, wollte wieder aufstehen, schaffte es aber nicht.

Uncle Riley, vierundvierzig Jahre alt, einen Meter neunzig groß und gut einhundert Kilo schwer, hatte eine glänzende Glatze, die er mit einem Schlapphut bedeckte. Er stieg vom Wagen, zog sein Arbeitshemd aus und drehte den Kopf zur Seite, während er auf Sunset zuing.

Uncle Riley legte Sunset das Hemd um die Schultern. Sie ließ die Gardine fallen und knöpfte das Hemd mit der freien Hand zu, alles auf den Knien. Wieder versuchte sie aufzustehen, und wieder gelang es ihr nicht. Uncle Riley hob sie hoch wie ein kleines Kind. Sie umklammerte die Pistole, als wäre sie Teil ihrer Hand.

Er trug sie zum Wagen, ließ sie auf den Sitz gleiten und stieg dann selbst hinauf. »Ab jetzt fass ich Sie nicht mehr an, Miss Sunset.«

»Schon in Ordnung, Uncle Riley. Du hast dich wie ein echter Gentleman benommen.«

Tommy, der mit einem aufgespießten Fisch neben dem Wagen wartete, stand immer noch der Mund offen.

»Rauf mit dir«, sagte Uncle Riley.

Tommy kletterte hinten auf den Wagen zu den Fischen, die sie eingesammelt hatten. Sie waren überall auf der Ladefläche verteilt, und

an einigen Stellen reichten sie ihm bis zu den Knöcheln. Für Uncle Riley war der Fischregen ein Geschenk Gottes gewesen. Genug Fisch zum Essen und genug Fisch zum Salzen und Räuchern. Sie hatten sogar ein paar Frösche aufgeklaut, weil Tommys Mama – die Hebamme Cary – gern Froschschenkel aß.

Tommy fragte sich gerade, ob sich der Fisch wohl halten würde, jetzt, wo es wieder heiß wurde und sie diese zusammengeschlagnene, vollbusige Frau herumkutschieren mussten. Was in Gottes Namen sollten sie bloß mit ihr machen?

Und dann dachte Tommy: Ihr Haar ist so lang und rot und wild wie herabstürzendes Feuer. Er musste grinsen. Gütiger Gott, er hatte Fisch vom Himmel regnen sehen und dazu die Brüste einer weißen Frau. Wirklich ein besonderer Tag.

»Miss Sunset, wenn ich Sie so rumfahre, dann bringen Sie mich um.«

»Nicht, wenn ich dabei bin.«

Sunset hörte sich die richtigen Dinge sagen, kam sich aber vor wie in einem Traum. Sie kratzte sich mit dem Lauf der .38er hinter dem Ohr.

»Missy, die werden mir nicht glauben. Und Ihnen auch nicht.«

»Die glauben mir schon.«

»Mein Vetter Jim, der hat mal gesehn, wie ne weiße Frau sich in ihrem Hof gebückt hat, weil da hat sie Wäsche aus einem Korb genommen, zum Aufhängen, und obwohl nix zu sehn war, weil sie hatte ja ihre Sachen an und er war oben an der Straße, aber – ein weißer Mann hat es gesehn, wie er dasteht und guckt, und dann hat er's weitererzählt, und diese Kluxer haben Jim abgeholt und kastriert und Terpentin in die Wunde geschüttet.«

»Glaub mir, das kommt schon in Ordnung.«

»Was wird Ihr Mann sagen, Mr. Pete?«

»Nichts, Uncle Riley. Ich habe ihm das Gehirn rausgepusht.«

»Ach du meine Güte!«

»Bring mich zu meiner Schwiegermutter.«

»Wollen Sie wirklich zu Ihrer Schwiegermama?«

»Meine Tochter ist bei ihr. Ich weiß nicht, wo ich sonst hin sollte.«

»Aber Miss Marilyn, ob die das so gut findet, dass Sie ihren Jungen erschossen haben?«

»Darüber mache ich mir Gedanken, wenn ich da bin. Ach Gott, was wird Karen bloß denken?«

»Sie liebt ihren Papa sehr.«

»Das stimmt.«

»Die tun mich und meinen Jungen kastrieren.«

»Nein, das werden Sie nicht. Dafür Sorge ich schon. Um Himmels willen, Uncle Riley, ich kenne dich doch schon mein ganzes Leben lang. Deine Frau hat mir geholfen, mein Kind auf die Welt zu bringen.«

»Weiße Leute vergessen so was schnell. Und jetzt, wo wir überall diese Wirtschaftskrise haben, da sind die Leute noch böser.«

Der Wirbelsturm war so plötzlich und gnadenlos hereingebrochen, dass man den strahlenden Sonnenschein und die Hitze kaum fassen konnte, aber die Fische hinten auf dem Wagen fingen bereits an zu stinken.

Das Ledergeschirr knarzte, und die mit Weizen und Heu gefüllten Bäuche der Maultiere machten seltsam gurgelnde und trompetende Geräusche. Ab und zu hob eins der Tiere den Schwanz, furzte, erledigte sein Geschäft oder warf den Kopf zur Seite und schnappte nach etwas Grünzeug. Davon gab es jede Menge, weil der Weg schmal war und die Zweige hineinhiengen und ihre Blätter den Maultieren verführerisch vor der Nase baumelten. Der Wagen quietschte und rumpelte über die schlammige Straße, und vom Boden, der bereits wieder trocknete, stiegen Dampfschwaden auf. Es roch nach Tongefäßen in einem Brennofen. Die Sonne fraß sich gnadenlos in Sunsets Wunden und blaue Flecken.

»Ich glaube, ich werde gleich ohnmächtig«, sagte Sunset.

»Bloß nicht jetzt, Miss Sunset. Ist schon so schlimm genug, wo Sie halbnackt neben einem Nigger sitzen, da muss nicht auch noch Ihr Kopf an der Schulter von mir liegen.«

Sunset senkte den Kopf, bis das Schwindelgefühl nachließ. Als sie sich wieder aufrichtete und sich mit dem Handrücken über die Stirn fuhr, fiel ihr auf, dass sie immer noch den Revolver in der Hand hielt. »Die lasse ich wohl besser bei dir.«

»Nein, Ma'am. Das sollten Sie lieber nicht machen. Nachher heißt es noch, ich hätt ihn erschossen.«

»Ich werde es ihnen erklären.«

»Die weißen Leute finden seine Leiche, dann sehn sie mich, und schon ist ein Nigger fällig. Wenn die dem Mr. Pete seine Waffe in meinem Wagen sehn, wo er doch Constable war, dann knüpfen die den Jungen und mich schneller auf, als wie wenn einer sagt: Schnappen wir uns nen Nigger.«

»Na gut«, sagte Sunset. »Ich bin dir und Tommy sehr dankbar. Wirklich.«

»Außerdem brauchen Sie die Waffe vielleicht, für wenn Sie Miss Marilyn erzählen, was Sie getan haben. Und wenn nicht für sie, dann vielleicht für Miss Marilyn ihren Mann, Mr. Jones.«

»Sobald ich es meiner Tochter gesagt habe, brauche ich sie vielleicht für mich selbst.«

»So dürfen Sie nicht reden.«

»Ich kann nicht glauben, dass ich es wirklich getan habe.«

»Wenn er Sie so geschlagen hat, Miss Sunset, dann hat er's verdient. Ich hab nix übrig für einen Mann, der wo seine Frau schlägt. Das hat er sich selbst zuzuschreiben.«

»Ich hätte ihn ja auch einfach ins Bein oder in den Fuß schießen können.«

Uncle Riley sah sich ihr Gesicht genauer an. »Verdammt, Miss Sunset, so üble Prügel hab ich nicht mehr gesehn, seit Mr. Pete Drei-Finger-Jack grün und blau geschlagen hat. Wissen Sie noch?«

»Oh ja.«

»Mann, er hat den armen Kerl verdroschen, als wie wenn er was gestohlen hätte.«

»Hatte er ja auch. Die Geliebte meines Mannes.«

»Das hätt ich jetzt wohl besser nicht sagen sollen.«

»Er selbst hat mir beigebracht, wie man schießt, Uncle Riley, kannst du dir das vorstellen? Mit dem Revolver, dem Gewehr und mit der Schrotflinte. So lange, bis er den Eindruck hatte, ich sei zu gut. Nachdem wir verheiratet waren, wollte er nicht, dass ich irgendwas machte ... Ich kann nicht glauben, dass ich ihn erschossen habe. Ich hätte mich doch einfach schlagen lassen können, dann hätte er gekriegt, was er wollte, und schon wäre es vorbei gewesen. Wäre ja nicht das erste Mal gewesen. Dann hätte Karen jetzt immer noch einen Daddy. Die Sache ist nur, er hätte das doch alles auch so haben können, Uncle Riley. Ich hätte doch sofort nachgegeben. Er hätte doch nur ein paar nette Worte sagen müssen. Aber er mochte es gern auf die harte Tour, auch wenn es gar nicht nötig war. Ich glaube, mit seinen Freundinnen ist er sanfter umgegangen, aber mich hat er immer geschlagen.«

»Mädel, über so was sollten Sie mit mir nicht reden. Das muss ich gar nicht hörn.«

»Er war so schon kein sonderlich guter Mensch, aber wenn er getrunken hatte, war er gemein wie eine Giftschlange.«

»Ihr Haar ist mächtig rot«, ließ sich plötzlich Tommy vernehmen.

»Junge, verdammt«, fuhr Uncle Riley ihn an. »Das kann Miss Sunset jetzt gar nicht brauchen, dass du von ihrem Haar redest. Geh wieder nach hinten und tu die Fische sortiern oder mach sonst was.«

»Die sind alle gleich.«

»Dann zähl sie, Junge.«

»Ist schon in Ordnung, Uncle Riley. Ja, Tommy. Es ist rot. Meine Mama hat immer gesagt, rot wie der Sonnenuntergang, und darum nennen die Leute mich Sunset.«

»Ist das denn nicht Ihr richtiger Name?«, fragte Tommy.

»Jetzt schon. In die Familienbibel haben sie damals Carrie Lynn Beck geschrieben. Aber alle haben mich immer nur Sunset genannt. Und als ich geheiratet habe, hieß ich dann Jones.« Sunset brach in Tränen aus.

»Setz dich jetzt dahinten hin«, befahl Uncle Riley seinem Sohn.

»Ich hab doch nix gemacht«, maulte Tommy.

»Junge, willst du, dass ich dir den Arsch versohl? Verschwinde endlich.«

Tommy kletterte wieder nach hinten und setzte sich mitten in die Fische. Sie drückten sich feucht und nass gegen seine Hose, was ihm ganz und gar nicht gefiel, aber er blieb trotzdem sitzen. Er wusste, er hatte sich so weit vorgewagt, wie es gerade noch ging, und wenn er sich noch weiter vorwagte, würde sein Daddy anhalten und ihm den Hosensboden stramm ziehen, oder – schlimmer noch – er müsste eigenhändig einen Ast abbrechen, den sein Daddy dann zum Einsatz bringen würde.

Allmählich brach die Dämmerung herein. Die Wälder zu beiden Seiten wurden lichter, und man konnte bereits das Kreischen der Sägen in der Mühle und die Geräusche von Männern, Maultieren, Ochsen, von Bäumen, die über den Boden geschleift wurden, und das Anfahren und Rattern von Holzlastwagen hören.

»Wenn die Sie und mich sehn, das gibt ein böses Ende«, sagte Uncle Riley.

»Das wird schon gut gehen«, entgegnete Sunset.

»Tommy, spring vom Wagen und tu dich im Wald verstecken. Ich hol dich nachher ab.«

Tommy ließ sich an der Seite hinabgleiten und verschwand zwischen den Bäumen.

»Ich Sorge schon dafür, dass dir nichts passiert«, sagte Sunset.

»Wenn sie dir Ärger machen, können sie uns gleich beide aufhängen. Ich habe noch fünf Schuss in der Waffe.«

»Dass die Sie und mich zusammen hängen, macht mich auch nicht glücklich, Miss Sunset. Tot ist tot.«

»Na gut. Dann lass mich hier runter. Den Rest schaffe ich zu Fuß.«

Uncle Riley schüttelte den Kopf. »Das sieht vielleicht noch schlechter aus. Wenn wer sieht, wie Sie vom Wagen steigen, dann kriegen die mich nachher, da wo Sie nicht ein gutes Wort für mich einlegen können. Außerdem können Sie ja kaum sitzen.«

Sunset hob den Kopf und stellte fest, dass die Kronen der Pinien am Straßenrand vom Sturm sauber abgetrennt worden waren. Es war, als hätte der Sensenmann ihnen mit seiner Sense die Köpfe abrasiert.

Als sie auf das Gelände des Sägewerks fuhren, sah Sunset schwitzende Männer bei der Arbeit und lehmverschmierte Maultiere, die mit klirrendem Geschirr Baumstämme zum Sägewerk zogen. Außerdem kamen lange Wagen voller Baumstämme aus der Tiefe des Walds, die von großen, vor sich hin stapfenden Ochsen gezogen wurden.

Die große Rundsäge kreischte jedes Mal, wenn sie einen Baum verschlang, und dann war da noch das Geräusch der Gattersäge, die dem Holz die richtige Form gab. In der Luft hing schwer der süßliche Geruch von frisch geschlagenen Osttexas-Pinien. Aus einer langen Rutsche, die mit den Sägewerksgebäuden verbunden war, kamen stoßweise zerschredderte Holzreste herabgesegelt und sammelten sich auf einem Hügel aus Sägemehl, den Zeit und Wetter hatten schwarz werden lassen.

Überall lagen abgebrochene Äste und vom Sturm entwurzelte Bäume. Ein Wagen voller Holzstämme war umgekippt, und einige Männer richteten ihn gerade wieder auf. Nicht weit davon entfernt lag ein toter Ochse, der zum Teil unter herabgefallenen Stämmen begraben war.

»Ob die überhaupt aufgehört haben zu arbeiten, als der Wirbelsturm durchgerast ist?«, fragte Sunset.

»Wenn, dann nicht lange«, entgegnete Uncle Riley. »Nicht hier in Camp Rupture. Teufel, irgendwer wird den Ochsen da häuten und ausnehmen und heut Abend noch essen. Wär ein Mann umgefallen, täten sie ihn vielleicht auch häuten und essen.«

»Es heißt Camp Rapture, Uncle Riley, Rapture wie Entzücken, nicht Rupture wie Bruch.«

»Aber nur, wenn man noch nicht lange hier arbeitet. Und ich war lang genug hier, dass ich weiß, das brauch ich nicht mehr. Ich kann's beweisen, weil ich hab ein Bruchband.«

»Hätte ich Pete doch bloß ins Bein geschossen.«

»Wenn ich's mir so überleg, Miss Sunset – allmählich glaub ich auch, das wär besser gewesen.«

Kapitel 2

Als Sunset und Uncle Riley ins Camp hineinfuhren, starrten die Arbeiter sie an und stellten sofort fest, dass Sunset nur ein Hemd trug. Sie ließen alles stehen und liegen und bewegten sich den Hügel hinunter auf den Wagen zu wie Fliegen, die von Zuckersirup angezogen werden.

»Was machst du da mit der weißen Frau? Hast du die so verprügelt?«, fragte einer der Männer Uncle Riley.

»Ich hab ihr nur geholfen«, sagte Uncle Riley. Und dann, zu Sunset: »Sehn Sie, die stechen mich ab oder knüpfen mich auf.«

»Bring mich zu meiner Schwiegermutter.«

Uncle Riley sah sich nach den Männern um, die dem Wagen folgten. »Himmel«, seufzte er. »Die sehn ganz schön böse aus. Das sind so Leute, wo nur glücklich sind, wenn ein Nigger tot ist.«

»Ich habe immer noch die Waffe. Vielleicht erwische ich ja fünf.«

»Das sind aber mehr als fünf.«

Einige der Häuser hatten Veranden, die zum Schutz vor Moskitos mit Fliegengittern abgeschirmt waren und auf die die Bewohner ihre Betten gestellt hatten, weil es dort nachts kühler war. Die Häuser waren in einem kalten Grün gestrichen und standen auf Blöcken oder Pfählen, zwischen denen Hühner und Gänse herumpickten. Um die einzelnen Grundstücke herum waren Drahtzäune gezogen. Die meisten Fenster waren schwarz vom Ruß des Kraftwerks, und die Höfe, in denen nicht ein Grashalm wuchs, waren gelb vom Sägemehl aus dem Sägewerk.

Das Haus von Sunsets Schwiegermutter machte deutlich mehr her als die anderen. Es hatte hölzerne Schindeln, Strom, war frisch gestrichen, stand auf behandelten Pfählen, und vor allem rannten unter dem Haus keine Hühner rum. Sie wurden hinten in einem großen Gehege mit Hühnerstall gehalten. Ihr Futter bekamen sie aus Trögen, und das Wasser, das täglich erneuert wurde, aus einer großen Wanne. Neben dem Hühnerstall befanden sich ein eingezäuntes Gelände und ein Schuppen, in dem ein Schwein und einige Ferkel hausten. Die Fenster waren erst kürzlich geputzt und das Sägemehl mit einer Harke vom Hof entfernt worden. Der Boden sah aus, als hätte eine Riesenhenne nach Würmern gescharrt.

Die geräumige Schlafveranda hatte keine Fliegengitter, sondern Fenster, die man herunterkurbeln konnte. Dahinter standen in großen Lehmkrügen die Topfpflanzen, die Sunsets Schwiegermutter so sehr liebte.

Im Hof parkte ein schwarzer Firmenlastwagen mit schlammverschmierten Rädern und verwitterten hölzernen Leisten rund um die Ladefläche. Alles war mit einer dünnen Schicht Sägemehl überzogen. Auf einer Seite hatte jemand etwas mit dem Finger in das Sägemehl geschrieben: ICH BIN SCHMUTZIG WIE DIE SÜNDE.

Uncle Riley lenkte den Wagen zwischen der Wasserpumpe und dem Haus hindurch und brachte ihn vor der Verandatreppe zum Stehen. Dann zog er die Bremse an, behielt die Zügel aber locker in der Hand.

»Du wirst rumkommen und mir runterhelfen müssen, Uncle Riley. Wenn ich es allein versuche, falle ich kopfüber auf den Boden, und jeder kann meinen Hintern sehen.«

»Miss Sunset, können Sie nicht auf einen von den weißen Männern da warten?«

»Na gut.«

Männer, weiße wie schwarze, versammelten sich um den Wagen. Die meisten von ihnen kannte Sunset, aber sie war sich nicht sicher, ob die Männer sie wohl erkennen würden, so, wie ihr Gesicht aussah. Allerdings hatte niemand in der Gegend solches Haar, nicht so lang und feuerrot und voll wie ihres. Und im Gegensatz zu den meisten Frauen trug sie ihr Haar immer offen.

»Was zum Teufel ist hier los?«, fragte einer der Männer. Es war Sunsets Schwiegervater. Er war groß und sah seinem Sohn Pete ziemlich ähnlich, nur dass er dünneres Haar und einen größeren Bauch hatte. Sein Khakihemd war unter den Achseln völlig durchgeschwitzt, und auch am Kragen und vorne glänzten Schweißflecken. Er schob sich den speckigen Hut aus der Stirn und fragte: »Verdammt, Sunset, bist du das?«

»Ja, Mr. Jones.«

»Was zum Teufel ist mit dir passiert? Und was machst du da im Unterhemd mit dem Nigger? Hat er dich so verprügelt? Ist das Petes Waffe?«

Die schwarzen Männer in der Menge verzogen sich unauffällig nach hinten, indem sie, wie sie das oft genug hatten üben können, vorsichtig zurückwichen und dabei ja niemandem ins Gesicht sahen. Innerhalb von Sekunden standen sie, die Hände in den Taschen, am Rand der gaffenden Meute und beobachteten alles aufmerksam, jederzeit darauf gefasst, entweder »Yessir« zu brüllen oder davonzurennen.

»Ich habe unter dem Hemd nichts an, und ich fühle mich schwach, also hilf mir runter, aber sei vorsichtig.«

Jones tat, wie ihm geheißen, und Sunset sagte: »Uncle Riley hat mich nach dem Sturm gefunden und mir geholfen. Ich hatte nichts an, und darum hat er mir sein Hemd gegeben.«

»Na, dann danke ich dir, Uncle Riley«, sagte Jones.

»Gern geschehen, Mr. Jones. Ich hab nur die Fische da hinten eingesammelt, und plötzlich ist sie dagestanden. Ich hab weggekehrt und ihr das Hemd von mir gegeben.«

»Genau«, sagte Sunset und lehnte sich gegen den Wagen. »Ich kann kaum stehen. Jemand muss mir auf die Veranda raufhelfen.«

Sofort traten eilfertig zwei Männer vor, um sie zu stützen. Sunset fand, dass sie ein bisschen mehr als nötig zupackten. Die Blicke der beiden wanderten zur Knopfleiste des Hemds, an die Stelle, wo sie es falsch zugeknöpft hatte, und Sunset wusste sofort, dass sie auf ihre Brüste glotzten. Aber sie war zu schwach, um sich groß darüber aufzuregen. Davon abgesehen sahen an dem Tag mehr Männer

ihre sommersprossigen Beine als zu der Zeit, als sie noch ein kleines Mädchen in kurzen Hosen gewesen war.

Während die Männer ihr die Treppe hinaufhalfen, zupfte sie hinten das Hemd zurecht, damit niemand in den Genuss kam, ihren nackten Hintern zu sehen. Jones folgte ihr, musterte dann selbst die Vorderseite ihres Hemds und fragte: »Wieso kommst du so daher? Bist du während des Sturms verletzt worden?«

»So was in der Art.« Sunset drehte sich um und rief Uncle Riley zu: »Danke, dass du so ein Gentleman warst, Uncle Riley.«

»Gern geschehn, Miss Sunset.«

»Ich gebe dir das Hemd später zurück. Du siehst ja, dass ich es erst mal noch anbehalten muss.«

»Ja, Ma'am. Das ist schon in Ordnung. Behalten Sie's, so lang wie Sie wollen. Ich fahr jetzt besser weiter und seh zu, dass ich die Fische nach Hause bring, bevor dass die noch schlecht werden.« Er lockerte die Bremse, trieb die Maultiere an, und die Menge machte ihm Platz.

Einer der Männer, Don Walker, sagte zu dem Mann, der neben ihm stand: »Wetten, dass der Nigger den Anblick genossen hat?«

»Ich wär verdammt gern an seiner Stelle gewesen«, antwortete der andere, Bill Martin. »Mit der würde ich es sogar machen, obwohl sie grün und blau im Gesicht ist.«

»Zum Teufel, Bill, du würdest es doch auch mit einem Loch im Boden machen.«

»Scheiße ja, ich würde auch ne Ente ficken, wenn sie mir zublinzelt und sich nach vorne beugt.«

»Ich glaub, dir wär's völlig egal, ob sie dir zublinzelt.«

Sobald Sunset das Haus der Familie Jones betreten hatte, ließ sie sich in einen Bambussessel neben dem Radio sinken und beobachtete, wie sich die Schatten den Hügel hinunterbewegten und über das Haus legten wie überlaufendes Öl. Dann sagte sie: »Ich habe ihn erschossen.« Sie hielt die Waffe hoch. »Mit der hier. Mit seiner eigenen Waffe. Er hat mich geprügelt und mich zu Boden gestoßen. Dann hat er versucht, mich zu vergewaltigen. Das hat er früher auch schon gemacht. Ich konnte es nicht mehr ertragen.«

Mrs. Jones war eine große, gutaussehende Frau mit hochgesteckten, von grauen Strähnen durchzogenen Haaren. Als sie begriff, was Sunset da sagte, stieß sie einen schrillen, herzzerreißenden Schrei aus, der Sunset bis ins Mark erschütterte. Sie spannte ihren rechten Fuß so sehr an, dass der Schuh herunterfiel.

»Du hast ihn erschossen?«, fragte Jones. »Du hast meinen Sohn erschossen?«

»Ich habe ihn in den Kopf geschossen.«
»Mein Gott.«
»Mir blieb nichts anderes übrig. Er hat mich vergewaltigt.«
»Ein Mann kann seine Frau nicht vergewaltigen«, widersprach Jones.
»Genau so hat es sich aber angefühlt.«
Jones holte aus, und noch während er das tat, hob Sunset die Waffe. »Ich lasse mich nie wieder von einem Mann schlagen, wenn ich was dagegen tun kann.«
»Du hast rumgehurt, das ist es. Du und dieser Nigger. Rumgehurt habt ihr.«
»Uncle Riley hat nicht das Geringste damit zu tun. Glaubst du, wir wären ausgerechnet hierher gekommen, wenn wir rumgehurt hätten? Ich wusste nicht, wo ich sonst hin sollte. Ich bin wegen Karen hier.«
»Aber warum hast du das getan?«, fragte Jones.
»Pete kam betrunken nach Hause. Wahrscheinlich hat ihn eine seiner Freundinnen – vermutlich diese Hure Jimmie Jo French – nicht rangelassen. Also wollte er es von mir. Auch wenn ich nur zweite Wahl war, vielleicht auch nur dritte. Und er wollte es auf die harte Tour. Er hat mich geschlagen, mir die Kleidung vom Leib gerissen, und dann kam der Wirbelsturm und hat das Haus weggeblasen. Einfach davongeweht, als wäre es aus Zeitungspapier. Ich habe seine Waffe zu fassen bekommen und ihn erschossen. Und dann bin ich ohne irgendwas am Leib losgelaufen. Ich hatte nur noch die Schuhe und eine Gardine, die ich gefunden habe. Uncle Riley hat mir sein Hemd gegeben.«
»Er war doch dein Mann!«
»Manchmal.«
Mrs. Jones rannte unterdessen kreischend im Haus herum wie ein Huhn, das vom Fuchs gejagt wird. Sobald sie bei einer Wand ankam, schlug sie mit den Handflächen dagegen, drehte sich um, rannte zur gegenüberliegenden Wand und hämmerte gegen diese.
»Ich wollte ihn nicht umbringen, wirklich nicht. Aber ich hatte Angst, er würde mich umbringen.«
»Meine eigene Schwiegertochter? Was haben wir dir bloß getan?«
»Es geht darum, was dein Sohn mir getan hat«, entgegnete Sunset und dachte bei sich: Ich weiß noch gut, wie oft du mir den Hintern getätschelt hast, wenn gerade niemand hersah.
»Er war doch der Constable«, sagte Jones.
»Aber jetzt ist er es nicht mehr. Jetzt ist nichts mehr, wie es war.«
Jones zog sich einen Stuhl heran und setzte sich. Es war, als hätte man einen großen Sack voller Kartoffeln auf den Stuhl gewuchtet, der nun über die Seiten hinunterhing.
Mrs. Jones war schließlich auf dem Boden zusammengebrochen

und raufte sich die Haare. »Pete, Pete, Pete«, schrie sie, als könnte er ihr antworten.

»Verdammt, Sunset«, sagte Jones. »Ein Mann hat nun mal Bedürfnisse.«

»Wo ist Karen?«, fragte Sunset.

Mrs. Jones heulte, und Mr. Jones saß auf seinem Stuhl. Keiner von beiden antwortete. Sunset stand auf, zog ihren Schuh an und setzte sich wieder.

Nach einiger Zeit fragte Mr. Jones: »Bist du sicher, dass er tot ist?«

»Er ist ganz sicher tot.«

»Vielleicht lebt er noch.«

»Nur, wenn er wiederauferstanden ist.«

Mrs. Jones stieß einen weiteren Schrei aus, der das Glas in den Fenstern erzittern ließ. Sie wälzte sich auf dem Boden hin und her.

»Wo ist er?«, fragte Mr. Jones.

»In den Überresten unseres Hauses, mit heruntergezogener Hose und dem Hintern in der Luft.«

Jones blieb einfach sitzen und versuchte, den Kloß in seiner Kehle hinunterzuschlucken. Als ihm das schließlich gelungen war, sagte er: »Dann muss ich wohl rüberfahren und ihn holen. Und du, Missy, du wirst dafür büßen. Das Gesetz wird schon dafür sorgen.«

»Er war doch selbst das Gesetz. Und ich musste jeden Tag büßen, dabei hatte ich nicht mal was verbrochen.«

Jones stand auf und ging zur Tür hinaus. Sunset blieb mit der Waffe im Schoß sitzen. Sie betrachtete Mrs. Jones, die versuchte, sich vom Boden aufzurappeln. Allmählich gelang es ihrer Schwiegermutter, auf die Beine zu kommen. Sie ging auf Sunset zu. Sunset wusste, was ihr blühte, rührte sich aber – anders als bei Mr. Jones – nicht. Ihr war klar, dass sie nicht ungeschoren davonkommen würde, aber eine Züchtigung würde sie sich nur von ihrer Schwiegermutter, Marilyn Jones, gefallen lassen. Die Frau hatte sie immer gut behandelt. Eine Ohrfeige konnte sie durchaus aushalten.

Aber nur eine.

Mrs. Jones schlug mit aller Kraft zu, so fest, dass Sunset zu Boden geschleudert wurde und der Sessel umfiel. Der Schlag traf sie genau dort, wo auch Pete sie geschlagen hatte, und es brannte höllisch.

»Du hast meinen Jungen umgebracht«, sagte Marilyn.

»Ich wollte nicht, dass das passiert«, entgegnete Sunset und fing an zu weinen.

Langsam erhob sie sich, stellte den Sessel wieder hin, zog das Hemd so gut wie möglich herunter und setzte sich wieder. Den Revolver hielt sie immer noch in der Hand, wie ein Ertrinkender sich an einen Strohalm klammert.

Marilyn sah auf sie hinunter. Ihr Haar hatte sich gelöst und hing ihr ins Gesicht. Sie hob die Hand, als wollte sie Sunset noch einmal schlagen.

»Nein«, sagte Sunset.

Marilyns Gesichtsausdruck wurde sanfter. Sie musterte Sunset eine Zeit lang, dann breitete sie die Arme aus und sagte: »Komm her, mein Schatz.«

»Was hast du gesagt?«, fragte Sunset.

»Komm her.«

Sunset starrte ihre Schwiegermutter einen Moment lang an und stand dann vorsichtig auf.

»Keine Angst«, sagte Marilyn. »Ich hab mich wieder eingekriegt.«

»Das könnte aber immer noch zu viel sein.«

»Keine Angst«, wiederholte Marilyn, machte einen Schritt auf Sunset zu und umarmte sie. Sunset behielt für alle Fälle die Waffe in der Hand. Sie hoffte, sie würde nicht noch die ganze verdammte Familie erschießen müssen. Und die Hühner gleich mit.

»Ich habe meinen Sohn verloren«, sagte Marilyn. »Ich werde nicht zulassen, dass ich auch noch eine Tochter verliere.«

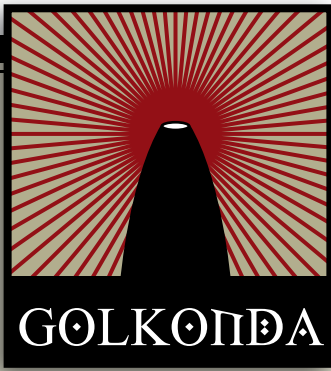
»Ich wollte es nicht tun.«

»Ich weiß.«

»Nein. Nein, das weißt du nicht.«

»Du würdest dich wundern, was ich alles weiß, Mädchen.«

Deutsch von Katrin Mrugalla
© 2004 by Joe R. Lansdale



Gazette

Arkadi & Boris Strugatzki – Gesammelte Werke

Herausgegeben von Sascha Mamczak & Erik Simon

»Das Werk von Boris und Arkadi Strugatzki gehört zum festen Bestandteil der Weltliteratur!«
[Frankfurter Allgemeine Zeitung]

Erstmals werden die Großmeister der russischen Phantastik mit einer angemessenen deutschsprachigen Edition gewürdigt. Im Golkonda Verlag wird, als Lizenzausgabe und terminlich in etwa parallel zur Taschenbuchausgabe des Heyne Verlags, eine limitierte Liebhaberedition erscheinen.

Für die große Strugatzki-Werkausgabe werden alle Texte durchgesehen und mit den neuen, ungekürzten russischen Gesamtausgaben abgeglichen. Die Übersetzungen werden vervollständigt und grundlegend überarbeitet. Darüber hinaus wird die Ausgabe bisher noch nicht auf Deutsch erschienene Texte enthalten. Die einzelnen Bände werden durch einen Kommentar und ein Nachwort erschlossen.

Die Liebhaberausgabe ist auf 222 Exemplare limitiert, von denen 22 Exemplare nicht in den Handel gelangen. Alle Bände erscheinen im Format 15 x 21,5 cm und sind fadengeheftet sowie in geprägtes Ganzleinen bzw. Ganzleder gebunden und mit einem Schutzumschlag versehen.

Günstiger Subskriptionspreis

Die limitierte Ausgabe der *Gesammelten Werke von Arkadi & Boris Strugatzki* wird hiermit zur Subskription ausgeschrieben. Subskribenten verpflichten sich zur Gesamtabnahme der Ausgabe und erhalten die einzelnen Bände zu einem im Vergleich zur Einzelabnahme um rund 20 % günstigeren Preis. Auf Wunsch werden Sie im Subskribentenverzeichnis am Ende jedes Bandes genannt.

Bestellungen richten Sie bitte postalisch oder per E-Mail an den Golkonda Verlag. Sie erhalten dann rechtzeitig vor Erscheinen des jeweiligen Bandes eine Vorausrechnung. Sofern Sie eine bestimmte Nummer wünschen, vermerken Sie das bitte in Ihrer Bestellung. (Bitte nennen Sie uns bis zu drei Alternativen.) Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass wir bei der Nummernvergabe den Subskribenten den Vorzug geben.

Alle Umfangsangaben sind vorläufig. Auch die Preise der Bände 2 bis 6 sind noch vorläufig und richten sich nach dem jeweiligen Umfang und den tatsächlichen Druckkosten zum Zeitpunkt des Erscheinens. Wir werden uns jedoch bemühen, die hier angegebenen Preise – wenn irgend möglich – für die gesamte Ausgabe zu halten.

Ganzlederausgabe (Nummernkreis 1 bis 22):

Subskriptionspreis bis zum Abschluss der Ausgabe pro Band:

€ 118,00 [danach: € 148,00]

(Die Lederausgabe ist nicht mehr erhältlich.)

Ganzleinenausgabe (Nummernkreis 23 bis 222):

Subskriptionspreis bis zum Abschluss der Ausgabe pro Band:

€ 69,00 [danach: € 85,00]

Einzelpreis bis zum Abschluss der Ausgabe pro Band: € 85,00

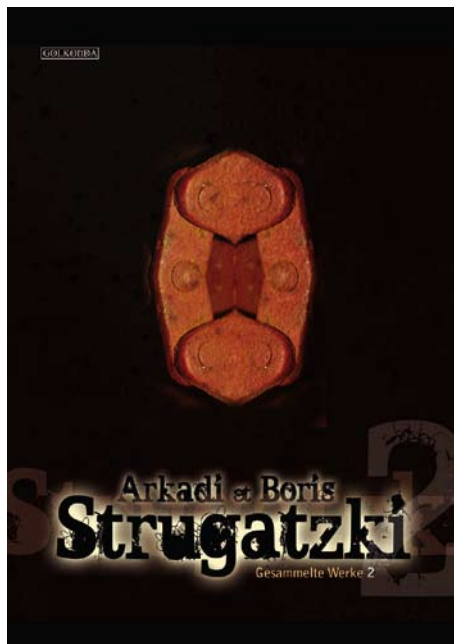
[danach: € 98,00]

Vorläufiger Editionsplan



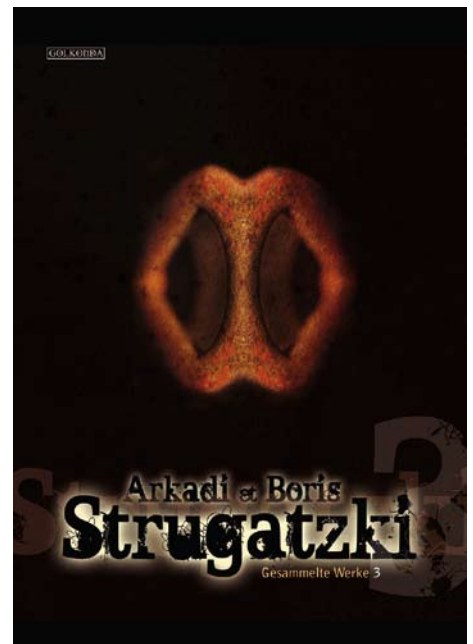
Gesammelte Werke 1:

[*Die bewohnte Insel* | *Ein Käfer im Ameisenhaufen* | *Die Wellen ersticken den Wind*]



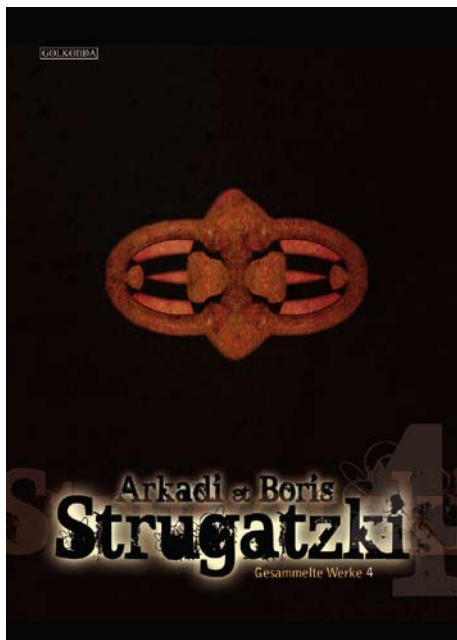
Gesammelte Werke 2: Herbst/Winter 2010

[*Picknick am Wegesrand* | *Eine Milliarde Jahre vor dem Weltuntergang* | *Das Experiment*]



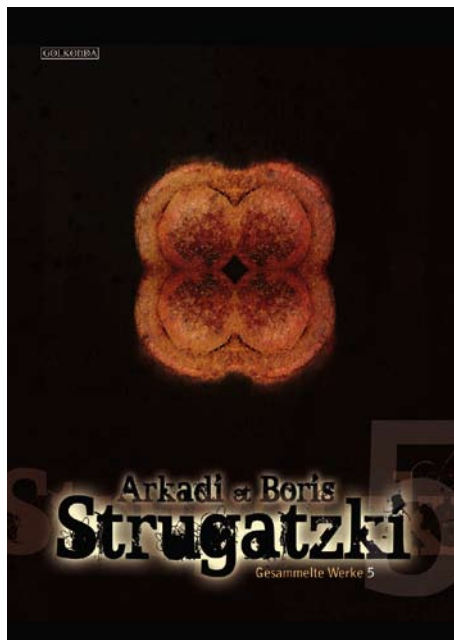
Gesammelte Werke 3: Frühjahr/Sommer 2011

[*Die Schnecke am Hang* | *Die zweite Invasion der Marsmenschen* | *Aus dem Leben des Nikita Woronzow* | *Ein Teufel unter den Menschen* | *Die Last des Bösen*]



Gesammelte Werke 4: Herbst/Winter 2011

[*Fluchtversuch* | *Es ist schwer, ein Gott zu sein* | *Die dritte Zivilisation* | *Der Junge aus der Hölle* | *Unruhe*]



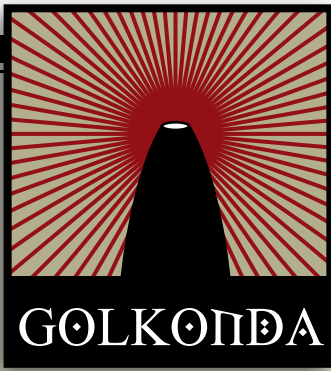
Gesammelte Werke 5: Frühjahr/Sommer 2012

[*Der Weg zur Amalthea* | *Die gierigen Dinge des Jahrhunderts* | *Mittag, 22. Jahrhundert* | *Der ferne Regenbogen*]



Gesammelte Werke 6: Herbst/Winter 2012

[*Der Montag fängt am Samstag an* | *Das Märchen von der Troika* | *Das lahme Schicksal*]



Gazette

ANGÉLICA GORODISCHER

Im Schatten des Jaguars

Der Verleger über dieses Buch: Bei meiner Arbeit als Lektor und Buchhändler war es mir immer ein Anliegen zu versuchen, eingefahrene Genreerwartungen zu überwinden und auch Bücher zu lesen und zu empfehlen, die nicht den anglo-amerikanischen SF-Klischees entsprechen (obwohl mir diese große Freude bereiten). Angélica Gorodischer gehört zu einer Gruppe lateinamerikanischer Autorinnen und Autoren, deren Werke zwar durchaus dem »Magischen Realismus« eines Gabriel García Márquez oder Julio Cortázar wesensverwandt sind, die aber Ideen und Stoffe der Pulp-Science-Fiction wie der Hochliteratur zu einer eigenwilligen Mischung verarbeiten. »Ein gewaltiges und wunderbares Werk«, schrieb mir Ursula K. Le Guin über ihre argentinische Kollegin, von der sie auch ein Buch übersetzt hat, in einem Brief, und dem ist nichts hinzuzufügen.

Verkündigung von königlichen Reichen und hängenden toten Gewässern

... ihr handelt mit keinem stärkeren Salz, wenn in der Frühe, in einer Verkündigung von königlichen Reichen und hangenden toten Gewässern, hoch über den Schwaden der Welt, die Trommeln des Exils erschallen und an den Grenzen die Ewigkeit wecken, die über die Wüsten gähnt.

Saint John Perse; *Anábasis*

Eine Stimme war zu hören:

»Und jetzt langsam!«, wodurch Iago Lacross aus seinen Gedanken gerissen wurde. Sein Verstand reagierte schneller als sein Gesicht: Er erfasste das, was die Stimme gesagt hatte, während seine Augen weiter ins Leere starrten und außer einer Welt, die unwirklich und fern war, nichts von dem, was ringsumher geschah, wahrnahmen. Er hatte gleichzeitig zwei parallele und sich überlagernde Gedanken verfolgt. Der eine war fast ontologisch und beschäftigte sich mit dem Fortbestand der Menschheit; nicht so sehr mit der Frage, wie die Menschheit überleben können, sondern eher wie sie, trotz alledem und an ihren Unzulänglichkeiten festhaltend, hatte weitermachen kön-

nen. Er und die anderen durchkämmten die Wüste, um eine untergegangene Zivilisation zu finden, aber nur er hatte mit dem Gedanken gespielt, dass die Menschen, die sie geschaffen hatten und mit ihr gestorben waren, mit Ängsten, Leidenschaften, Phobien, Neurosen, sexuellen Tabus, Vorurteilen, Unwissenheit und Sehnsüchten gelebt haben mussten. Im Grunde also genauso wie wir. Vielleicht lag die Ursache für dieses erstaunliche Fortbestehen gerade darin, dass der Mensch sich nicht aus dem irrationalen Gestrüpp hatte befreien können, in dem er sich verfangen hatte. Wenn er zu kämpfen aufgehört hätte, wäre der eigentliche Grund, aus dem die menschliche Rasse existierte, vielleicht verschwunden, und der Mensch wäre ausgestorben. Der andere Gedanke galt seinem Sohn Nat. Warum eigentlich Nat? Nataniel ist ein Name wie jeder andere auch. Wenn er die Mutter von Nat, von Nataniel, geheiratet hätte, würde er ihn nicht Nat nennen, hätte ihn nicht so überbehütet und verhätschelt, und ihr Verhältnis zueinander wäre ein anderes. Nats Mutter war blond und hatte sehr helle Haut. Nat hatte fahle Haut und blaue Augen, und

sein einziger Wunsch im Leben war zu fliegen und Pilot zu werden. »Viel Zeit bleibt mir nicht mehr«, sagte Lacross zu sich selbst, als er jemanden sagen hörte: »Und jetzt langsam!«, und er rief sich ins Gedächtnis, dass er der Chefarchäologe der Expedition war, und trat näher, um sich über die offene Grube zu beugen.

»Eine kriegerische Zivilisation«, sagte er.

»Das kann man jetzt noch nicht sagen.«

Das war die Stimme von Pablo Weathersby, und Lacross wusste, dass es auch Weathersby gewesen war, der die Anweisung »langsam« gegeben hatte. »Pablo, der immer alles richtig machen will«, dachte er, »der jedes falsche Wort vermeidet. Welcher Schwachkopf hat eigentlich behauptet, dass wir Alten dogmatischer sind als die Jüngeren?«

»Mein lieber Junge«, diesen Ausdruck hatte er eigentlich nicht verwenden wollen, »ich weiß sehr wohl, dass es fast keine Anhaltspunkte dafür gibt, aber haben Sie schon mal etwas von Eingebung gehört? Finden Sie nicht auch gerne mal ein Fragment oder Eckchen von irgendetwas und konstruieren darum herum eine Welt, die außerhalb der Wissenschaft liegt?«

»Nein«, antwortete Weathersby.

Iago Lacross seufzte: »Na gut, ich aber schon. Ich glaube, dieses Spiel hilft mir, beweglich zu bleiben.«

Doch Weathersby entfernte sich.

»Es muss einen uns noch verborgenen Grund dafür geben, dass sich diese Leute so weit vom Wasser entfernt niedergelassen haben«, sagte Lucas und schaute dabei nach Osten, wo viele Kilometer entfernt ein trübes Rinnsal in großer Trägheit dahinfloss.

»Das hier war nicht immer eine Wüste«, erwiderte Dr. Marmor, die Ökologin des Teams.

»Engstirnig sind sie«, kam es Iago Lacross in den Sinn, »richtig engstirnig. Bin ich etwa auch so gewesen, als ich jung war?« Und wieder dachte er daran, dass er Nats Mutter nicht geheiratet hatte, aber das war lange her, und Nat gehörte sowieso zu ihm, hatte immer zu ihm gehört, seit seiner Geburt.

Bis auf Weathersby waren alle da und blickten in die Grube.

»Nun«, sagte Lacross, »wir werden wohl von Hand weitermachen müssen.«

»Das Einzige, was ich mir wünsche, ist, dass wir ein Skelett finden«, sagte Leonard Carriego andächtig und faltete wie zum Gebet die Hände, »ein hübsches und gesprächiges Skelett, bestens erhalten und in einer vielsagenden Position; fotogen, anrührend und, wenn möglich, mit Spuren von Schädelöffnungen, Brüchen oder Arthritis. Denken Sie bloß nicht«, er löste die Hände wieder, »ich sei anmaßend; entweder Schädelöffnungen oder Brüche oder Arthritis. Ich

würde es nicht wagen, alle drei Dinge auf einmal zu erwarten, nicht einmal zwei. Mit einer einzigen Sache wäre ich schon glücklich, und selbst die Hitze würde mir nichts mehr ausmachen.«

»Dieser Carriego«, dachte Iago Lacross, »hat gerade den Schlüsselsatz des Menschen gesagt: Ich werde glücklich sein. Gewissheit über eine Zukunft, die niemals eintreffen wird, erweitert, zum Greifen nah und doch unerreichbar. Eines Tages wird man glücklich sein, morgen, in fünf Minuten. Die Menschheit wird glücklich sein, der Mensch wird seinen Platz und seine Bestimmung finden. Carriego wird über ein Skelett glücklich sein, Graciela Marmor darüber, Steine und tote Baumstämme aufzureihen und Übersichtstabellen zu erstellen; der Ersatz für einen Menschen, der sich nicht traut, sich selbst zu verwirklichen. Weathersby wird über Fakten glücklich sein, über Berge unanfechtbarer, harter Fakten, über die er sich den Kopf zerbrechen wird, um eine neue Theorie aufzustellen. Lucas wird über einen ordentlichen Rausch glücklich sein. Und ich?«

Er schüttelte den Kopf und versuchte sich auf seine Arbeit in der Wüste zu konzentrieren. Er musste sich wieder um die konkreten Dinge kümmern.

»Wie viele Stunden haben wir noch?«, fragte er.

Lucas schaute auf seine Uhr; Iago Lacross trug niemals eine.

»Bis die Hitze unerträglich wird, drei. Vielleicht vier, wenn wir die Einheimischen allein und ohne Aufsicht weitermachen lassen können. Sie halten das aus.«

»Erstens geht das hier nicht ohne Aufsicht, und zweitens arbeiten wir alle gleich lang, ob wir es aushalten oder nicht.«

»Und wenn wir sie doch allein lassen«, mit Lucas war nicht zu reden, wenn er von etwas überzeugt war, »dann stehlen sie natürlich etwas, und wenn wir zurückkommen, lässt uns der Rektor bei Tagesanbruch im Hof der Universität standrechtlich erschießen.«

Lacross sah Lucas eindringlich an. »Einen großartigen Verstand hat er auch«, dachte er, »der ihm in fünf Jahren nichts mehr nützen wird, wenn er weiterhin so tief ins Glas schaut. Sein Überlegenheitsgefühl wird alles verderben. Wann wird er wohl am Abgrund stehen? Er wird jedenfalls nicht derjenige sein, der meinen Lehrstuhl übernimmt.«

»Weathersby«, sagte er, »wo ist Pablo?«

Er drehte sich um und sah Pablo Weathersby auf sich zukommen.

»Professor«, sagte er, »ich habe den Arbeitern erklärt«, nie sagte er »den Einheimischen«, »dass wir heute weder Bagger noch Schaufeln noch Spitzhacken oder sonst irgendetwas benutzen werden. Aber sie weigern sich, mit bloßen Händen zu graben. Ich schlage vor, wir geben ihnen unsere Handschuhe.«

Graciela Marmor lachte. »Meine werden allen zu groß sein.« Dieses alberne junge Ding. Wenn sie sich wenigstens dazu entschließen könnte, mit jemandem ins Bett zu gehen.

»Ich finde den Vorschlag gut. Sofern die Einheimischen damit einverstanden sind.«

»Ja. Mit Handschuhen schon.«

»Dann holen Sie sie bitte. Ich muss gestehen, dass ich wirklich Lust hätte, mit den Händen zu graben«, aber er schwitzte, und seine Schläfen pochten unter dem Schutzhelm.

Alle stürzten los. Nur Lucas ging gemächlich und sang:

*»Es gibt einen König, der nicht in Freiheit lebt,
ich will nicht in der Schlacht sterben,
peng, peng, peng, dass dich die Mauren töten...«*

»Kinderlieder sind genauso unsinnig wie andere auch. Woher mag wohl dieses blödsinnige Lied stammen?

»Meine sind in dem großen Tragekorb unterm Feldbett!«, rief Lacross den anderen hinterher.

Er blieb allein zurück, betrachtete die Wüste und den Himmel, der sich weiß verfärbte, und den Boden, auf dem noch nicht einmal eine kleine Echse entlangkroch. Die Einheimischen hatten sich versammelt und hockten im Schatten einer Wand: Sie waren sympathisch – verzagt und fröhlich zugleich – und faul, aber gläubisch und krank. Sie hatten eine merkwürdige Hautfarbe, einen dunklen Bronzeton. Sie lebten (nach ihren eigenen, ungenauen Angaben) weiter nördlich, wo der Wald begann, in Stämmen zusammen, eine arme und immer hinfalliger werdende ethnische Gruppe, die entgegen jeder Logik fortbestand. Unter ihnen waren zwei extrem magere Frauen, die das Essen zubereiteten. Die eine war wunderschön. Er fand das jedenfalls, obwohl niemand mit ihm einer Meinung gewesen wäre, wenn er sich getraut hätte, es laut zu äußern. Sie war von einer traumhaften Anmut, mit großen, tief liegenden Augen und einer Narbe auf der linken Wange. »Ein hübsches Skelett, mit Anzeichen von Brüchen, Arthritis oder Schädelöffnungen. Also los!«

Um ihn herum die Wüste. Wüsten sind nicht lebensfeindlich, das ist Geschwätz. Sie, die über die Toten hinwegziehen. Und die alten, tausendjährigen Gebäude (und die waren in der Tat vielsagend: der Mensch bleibt doch immer derselbe) kamen langsam zum Vorschein. Trotz intensiver Arbeit hatten sie noch nicht alles freigelegt, waren noch nicht ganz unten angekommen, da, wo das Fundament gewesen sein muss, obwohl sie an einigen Gebäuden lange gegraben hatten. Jetzt waren dort tiefe Gruben, die von der Suche zeugten.

Sie hatten es innerhalb von drei Monaten geschafft: ein enormes Areal, das allerdings nicht mehr das Randgebiet des eigentlichen Siedlungsraumes zu sein schien. Ohne Skelette, von wertlosen Knochenstücken einmal abgesehen, jedoch mit zahlreichen Gebrauchsgegenständen, Hausrat und Werkzeugen. Allerdings immer noch kein Friedhof. Das war sehr schade, denn die Bestattungsrituale eines Volkes sind so berechtigt wie Leonard Carriegos hypothetisches Skelett. Danach kam nichts mehr. Sobald sie sich in Richtung des Wasserlaufes vom Siedlungsgebiet entfernten, gab es absolut nichts mehr. Er hatte vorgeschlagen, zur Siedlung zurückzukehren und es in der anderen Richtung zu versuchen, war damit aber bei Pablo Weathersby auf heftigen Widerstand gestoßen.

»Tatsachen«, hatte der sie angefahren, »keine Vermutungen. Diese Leute hatten nicht gerade einen ausgeprägten Sinn für Strukturen. Sehen sie sich das hier mal an, am Rand der Siedlung ist auf einmal ein leerer Platz. Um was wovon abzugrenzen? Das frage ich mich. Die Stadt kann hier nicht so abrupt und weit weg vom Wasser enden«, wie Lucas schon bemerkt hatte. »Die Siedlung, der leere Platz und dahinter was weiß ich; die Freudenhäuser oder die unerwünschten Handwerkskünste oder, im Gegenteil, das Viertel der Reichen, der Staatsdiener, der Regierenden. Irgendetwas muss hier gewesen sein. Und dann kam erst das Wasser.«

So war es gewesen; er hatte gut daran getan, zuzustimmen. Die Grube schien sagen zu wollen: weder Freudenhäuser noch Reiche, sondern die Armee. Deshalb hatte Iago Lacross an ein kriegerisches Volk gedacht. Er hatte es nicht gesagt, aber nicht alles war nur Intuition oder die Freude daran, Details beliebig deuten zu können, obwohl das in den allermeisten Fällen zutraf. Der zentrale Gedanke war gewesen, dass in dieser Stadt kriegerische Auseinandersetzungen eine Rolle gespielt haben mussten, wenn sie den Platz in Wassernähe den Soldaten vorbehalten hatte. Jedoch nicht gezwungenermaßen, denn ein bedrohtes Volk hat keine Zeit, so schöne, grazile und hohe Häuser zu bauen. Entweder liebten sie den Krieg, oder sie maßten ihm zumindest große Bedeutung bei, wie um eine militärische Kasse zu bewahren. Er beugte sich über die Grube – es waren Waffen, darüber gab es keinen Zweifel. Man verbringt nicht umsonst so viele Jahre mit vergessenen Gegenständen. Er wusste, dass es Waffen waren. Nicht mehr zu erkennen und beschädigt, aber sie hatten Menschen getötet, und diese Menschen waren vernichtet worden, weil sie sich über sie lustig gemacht hatten. »Da haben wir es«, sagte er laut zu den Waffen, »da haben wir es wieder.«

»Ich habe Ihre gefunden, Professor!«, rief Graciela Marmor. »Aber meine kann ich merkwürdigerweise nicht finden. Ich bin eben nicht

besonders ordentlich ...«, bemerkte sie und schwenkte in jeder Hand einen von Iago Lacross' Handschuhen.

»Das ist egal«, sagte er, »zwei oder drei Männer zum Graben sind genug.«

Nach und nach kamen die anderen zurück. Lucas sang nicht mehr, aber er lächelte, strahlte. »Der hat doch ein Fläschchen in seinem Zimmer versteckt.« Sie hatten die Zelte abgebaut, nachdem die Gebäude ausgegraben worden waren und die Männer darin Unterschlupf gefunden hatten. Sie waren ein besserer Schutz gegen die Hitze am Tage und die Kälte in der Nacht. Je weiter die Ausgrabungen voranschritten, desto näher waren sie der Siedlungsgrenze gekommen, und jetzt bewohnten sie ein geräumiges Gebäude, in dem jeder ein oder zwei Zimmer belegte. Weathersby sammelte die Handschuhe ein und ging wortlos zu den Einheimischen.

»Wo ist Nicodim?«, fragte Iago Lacross. »Ich habe ihn den ganzen Morgen noch nicht gesehen.«

Isidro Nicodim, Professor für Vergleichende Sprachwissenschaften der Antike an der Universität, war Iago Lacross' Cousin zweiten Grades und ein Mann, mit dem er sich bestens verstand. Die beiden waren sich sehr ähnlich, auch wenn Nicodim um Einiges jünger war. Beide waren alleinstehend. Nicodim hatte einen Neffen großgezogen, ein Waisenkind, das Schauspieler geworden war. Beide trugen einen Bart, beide mochten Musik, die Nächte, Katzen und ihre Arbeit. Für gewöhnlich betrachteten die beiden das Leben, das unaufhaltsam verging, mit wehmütigem Blick, doch sie wussten, dass sie es wieder genauso gemacht hätten. Keiner der beiden wäre jemals auf die Idee gekommen, mit dem anderen private Dinge auszutauschen. Vielmehr besuchte Nicodim Lacross hin und wieder zu ungewöhnlicher Stunde, um über Hochschulpolitik zu reden oder ein Gläschen zu trinken. Oder Lacross rief ihn an, um ihn zum Essen einzuladen, und sie verschlangen in einem staubigen, mit blauen Lampions geschmückten Gartenlokal Berge orientalischen Essens, ohne ein Wort zu reden.

»Dahinten«, sagte Leonard, »er ist gerade in die Marmortafeln vertieft.«

»Mal sehen, ob es die Rechnung vom Fischhändler ist«, sagte Graciela.

»In Marmor?« Lucas riss die müden Augen auf. »Das werden die Heldentaten eines Königs sein, seine Eroberungen. Armer Pablo.«

Iago Lacross erschauerte. »Wieso armer Pablo?« Aber er wusste, warum. Wenn sich seine traurige Bemerkung und nicht die vorsichtigen und zögerlichen Thesen Pablos als richtig erweisen sollte, wie es schon zu oft passiert war, würde sich Pablo verletzt fühlen, und

alle wussten das. Ja, armer Pablo. »Hoffentlich sind es keine Krieger gewesen, mein lieber Junge, Nat will Pilot werden und fühlt sich auch verletzt, und er meidet mich, weil ich seine Mutter nicht geheiratet habe, die weiß und blond war; weil ich reich, berühmt und weise, weil ich Professor Lacross bin, und er will Pilot sein und wird eines Tages dabei ums Leben kommen, hoffentlich ist es ein friedliches Volk gewesen, dann werde ich mich einen Dummkopfschelten, du wirst meinen Lehrstuhl übernehmen, und wir werden ein bedeutendes Grundlagenwerk der Archäologie veröffentlichen: *Institut für Archäologie – Die Zivilisation der Wüste – herausgegeben von Iago Lacross und Pablo Weathersby – Mitarbeiter: Juan Lucas, Isidro Nicodim, Graciela Marmor, Leonard Carriego*. Hoffentlich sind es keine Waffen, sondern irgendwelche anderen Sachen, Schmuck, Phallussymbole oder Werkzeuge. Hoffentlich haben sie einander weder verfolgt noch getötet noch Verrat begangen, oder sich wegen ihrer Hautfarbe, ihrer Reichtümer, ihrer Macht oder ihres Kastensystems gehasst. Hoffentlich waren sie gutmütig und weise und fröhlich, als dieses Rinnsal ein richtiger Fluss und diese Wüste eine grüne Ebene waren. Hoffentlich haben die Alten unter den Bäumen sitzend Recht gesprochen, und alle Frauen waren schön, und alle Männer haben sie geliebt und unter einer milden Sonne und einem ebensolchen Mond mit ihnen gespielt, und alle Kinder waren gesund, und es flossen Milch und Honig, und sie hatten weiche Wiegen und buntes Spielzeug. Hoffentlich haben sie sich weder gegenseitig ausspioniert noch beneidet noch bei Dunkelheit überfallen. Hoffentlich gab es weder Helden noch Priester noch Anführer noch Verbrecher noch Bettler noch Gauner. Hoffentlich kannten sie weder Geld noch Vorurteile noch Diktatoren noch Klassenunterschiede noch Gefängnisse noch Armenhäuser. Wenn es nur keine Waffen sind, wenn es nur keine Waffen sind.«

»Es ist eine Waffe«, sagte Pablo Weathersby. Pablo schaute ihn nicht an, die anderen schon. Die Einheimischen hielten inne und lächelten erwartungsvoll, während ihnen der Staub von den Handschuhen rieselte.

»Das musste ja passieren«, sagte Graciela.

»Wie bitte?«, fragte Iago Lacross.

»Ich meine, jedes Mal, wenn wir Ausgrabungen machen, finden wir etwas anderes, sogar menschliche Überreste, so wie dieses Mal, aber immer finden wir Waffen.«

»Der Mensch kann nicht damit aufhören, sich selbst zu bestätigen«, sagte Lucas.

»Sogar er weiß es«, dachte Professor Lacross, »sogar dieser seltsame, unfähige Bursche weiß es, vor allem, wenn er betrunken ist.«

»Sie sind müde, Professor«, sagte Leonard.
»Stimmt, sehr müde sogar.«
»Na, bei dieser Hitze! Lassen Sie uns ins Hotel gehen«, sie nannten es »Hotel« – das unwiderstehliche Stichwort, »Pablo wird sich um alles kümmern. Wir müssen sowieso bald aufhören. Gehen wir, Graciela?«

Sie gingen los, aber Iago Lacross hielt beide am Arm fest und zog sie in eine andere Richtung.

»Lassen Sie uns bei Nicodim vorbeischaun und sehen, was er so treibt.«

»Mein Skelett hat er ganz bestimmt nicht« erwiderte Leonard.
»Was meinen Sie, was hier passiert ist? Sind die Leute vor einer Katastrophe geflohen?«

»Ich glaube nicht, dass es eine Katastrophe war«, antwortete Lacross und freute sich, etwas erzählen zu können, »sondern ein langsamer, gnadenloser Verfall, und lautlos dazu. Verstehen Sie mich: Abgesehen davon, dass wir keine äußeren Anzeichen einer Katastrophe gefunden haben, ist ein Volk, das Soldaten hat, ein Volk, das von Helden träumt. Wo Stabilität herrscht, wo alle glücklich sind, sind Helden unnötig. Möglicherweise starben sie langsam – das Werk einer Art Krebs. Ungerechtigkeit und Armut, Unterdrückte, die sich erheben und selbst zu Unterdrückern werden, und wieder Ungerechtigkeit und Armut ... da kann schon etwas passiert sein, für ein starkes Volk nicht von Belang, aber für dieses eine Katastrophe«, sagte er und stampfte mit dem Fuß auf den heißen Boden, »und die meisten werden es geschafft haben zu fliehen, während sie die Kranken, Alten, Kinder und Gefangenen zurückgelassen haben. Und die Geisteskranken natürlich.«

»Das hatte ich ganz vergessen«, sagte Graciela Marmor, »die Einheimischen wollten nicht ohne Handschuhe graben, denn sie sagen, es gäbe hier Staub, der ätzt und von dem man Haut, Haare und Fingernägel verliert. Ich habe sie gefragt, ob das jemandem von ihnen passiert sei, und sie sagten, sie hätten bisher nur davon gehört. Glauben Sie, dass das hier einmal radioaktiv war, Professor?«

»Im Moment ist es das jedenfalls nicht«, warf Leonard ein, »die Geigerzähler in Tavanenko zeigen keinen Ausschlag.«

»Jetzt vielleicht«, sagte Lacross. »Aber ich bin mir sicher, dass der Boden hier früher radioaktiv war.«

Durch eine große Türöffnung gelangten sie in den kühlen Schatten eines Gebäudes.

»Professor Nicodim!«, flötete Graciela.

Doch natürlich antwortete ihr Nicodim nicht. Sie stiegen eine geschwungene Marmortreppe hinauf, wobei der Staub unter den Schuhsohlen quietschende Geräusche machte.

Nicodim erhob sich, als er sie hereinkommen sah.

»Na großartig«, sagte er lächelnd, »das grenzt ja fast an Verrat.«

»Was soll das heißen?«

Die anderen drei lächelten ebenfalls.

»Dass ich sie heute Abend überraschen wollte, wenn ich fertig bin«, er zeigte auf den Arbeitstisch, »aber da Sie nun schon mal hier sind, werde ich es wohl nicht länger für mich behalten können. Lacross, kommen Sie her und sehen Sie sich das mal an.«

»Unglaublich!«, entfuhr es ihm. »Das können Sie doch nicht alles entziffert haben!«

»Natürlich nicht. Aber ein bisschen habe ich geschafft. Es war Zufall, wie so oft bei diesen Dingen.«

Das war einer der Gründe, weshalb Lacross ihn so mochte – Nicodim war bescheiden.

»Aber der Reihe nach«, fuhr er fort, »die Zeichen in unsere Schrift zu übertragen, heißt noch lange nicht, ihre Bedeutung zu verstehen. Ersteres ist reine Fleißarbeit, die auf Beobachtungsgabe und Scharfsinn beruht. Davon habe ich einen Teil erledigt – und ein wenig, ein klitzekleines Bisschen von der zweiten Sache.«

Iago Lacross sah ihn begeistert an. Zusammen mit dem Schweiß hatten sich seine Erschöpfung und seine Traurigkeit über Pablo, Nat und sich selbst verflüchtigt. Seine Augen leuchteten. Sein weißer Bart ebenfalls, der im Kontrast zu seiner dunklen Haut so weiß war wie noch nie.

»Diesmal«, sagte Nicodim, »handelt es sich um eine komplexe Sprache. Sie hat wirklich nichts mit der des ersten Volkes zu tun, die wir schon vor so vielen Jahren auf diesem öden Planeten des Menschen untersucht haben.« Er unterbrach sich und wandte sich an Lacross: »Meinen Sie nicht auch?«

Professor Iago Lacross nickte zustimmend.

»Gut. Das habe ich in unsere Schrift übertragen: die Tafel des Siedlungsgebietes, die des phallischen Monuments und die derjenigen, die gestern gefunden wurde ... ach übrigens, wissen wir schon, worum es sich dabei handelt?«

»Das Hauptquartier der Armee«, antwortete Doktor Marmor.

»Das passt, das passt. Ich hatte also recht!« Nicodim war vergnügt wie ein kleiner Junge, wie ein kleiner Junge mit etwas hellerer Haut, dem sie versicherten, er sei genauso dunkelhäutig wie die anderen; wie Nat.

»Was steht denn drauf? Was bedeutet es?«, fragte Graciela Marmor.

»Sie ist beinahe schön, wenn sie vergisst, dass sie es nicht ist«, dachte Lacross abgelenkt. Aber etwas brachte ihn wieder zur Über-

setzung der Tafeln zurück: »Die Heldentaten eines Königs, seine Eroberungen, armer Pablo.«

»Immer mit der Ruhe, meine Liebe, nicht so hastig. Ich verstehe leider nur wenig. Allein hier, ohne die Hilfsmittel aus der Universität, Sie verstehen? Und trotzdem ... trotzdem gibt es bekannte Zeichen. Merkwürdig, nicht wahr? Fortbestand kann eine Menge bedeuten. Eine ganze Menge sogar! Ich will damit sagen, dass die ersten Menschen, die den Planeten verließen, etwas mitnahmen, oder alles, und davon sind uns, nach Tausenden von Jahren, nach der Durchquerung des Weltraumes, unzählige Bezeichnungen, Wörter, Gesten und Bedeutungen geblieben – Dinge, die weder einen Grund noch eine Möglichkeit hatten zu überdauern, es aber dennoch taten. Das ist uns nicht fremd, so wie jenes Inselvolk. Das ist Zivilisation.«

Leonard Carriego schmunzelte.

»Ja, Zivilisation«, betonte Nicodim. »Seltsamerweise gab es Normen von etwas, das wir heute als Zivilisation verstehen. Man kann davon ausgehen, dass unter denen, die noch übrig waren, Menschen aller Völker des Planeten ausgewählt wurden, um die Flucht ins Weltall zu wagen, und vielleicht fühlten sie sich zum ersten und einzigen Mal eng miteinander verbunden. In dieser heterogenen Gruppe, mit all den Sprachen, Rassen, Hautfarben und Gepflogenheiten befanden sich auch einige entfernte Nachfahren der Siedlung, die wir gerade ausgraben. Und vielleicht stamme ich, oder stammen Sie, Frau Doktor, oder Sie, Carriego, irgendeiner von uns, von einem dieser Menschen ab. Wir werden es wissen, wenn wir diese Welt gründlich erforscht haben – wir werden unsere Ursprünge kennenlernen.«

Warum auch nicht? Iago Lacross war sehr glücklich über dieses Gespräch. Viel glücklicher als über die Übersetzung der Marmortafeln.

»Deshalb konnte ich«, fuhr Nicodim fort, »ohne Literatur, ohne Grundlagen oder irgendetwas anderes, ein oder zwei Wörter erraten. Aber ich kann mich auch täuschen, und diese aneinandergereihten graphischen Symbole sind gar keine Wörter. Daraus erklärt sich mein Verhalten; ich schwanke zwischen Begeisterung und Skepsis. Meine Begeisterung sagt mir, wenn dieses zweite Siedlungsgebiet das Hauptquartier des Militärs ist, spricht das für das, was ich entschlüsselt zu haben glaube. Meine Skepsis bremst mich – ein Wissenschaftler spekuliert nicht.«

»Vergessen Sie Ihre Bedenken, Nicodim. Wenn wir unsere Ausgrabungen beendet haben, zurückkehren und unsere Ergebnisse präsen-

tieren, ist noch immer Zeit, um streng wissenschaftlich vorzugehen. Was haben Sie denn herausgefunden?«

»Das hier«, Nicodim ließ den ausgestreckten Zeigefinger über seine Notizen gleiten, »bedeutet so viel wie Truppe oder Regiment. Ich wage zu behaupten, dass es Armee heißt, weil es unserem Wort ähnelt. Das nächste Wort ist leider unverständlich.«

»Wie spricht man es aus?«, fragte Graciela.

»Was?«

»Das unverständliche Wort.«

»Unter Beachtung unserer Phonetik würde ich sagen arhentinisch oder argentinisch. Danach stehen wieder eine längere Reihe von Wörtern und diese Gruppe von Schriftzeichen, die meiner Meinung nach Ziffern darstellen. Beachten Sie ihre Anordnung und dass sie sich, im Gegensatz zu den anderen, nicht wiederholen. Mit der Tafel des phallischen Monumentes wird es schwieriger. Sie kann Verschiedenes bedeuten. Bei einem so großen Siedlungsgebiet kann man nicht wissen, auf welchen Bereich des öffentlichen Lebens sie sich bezieht, ob auf Politik, Religion oder Gemeinwesen. Ich denke, auf die Religion – ein Fruchtbarkeitssymbol, oder? Mal sehen: Der Begriff Stadt, das ist ziemlich einfach. Fast alle Kulturen haben ein ähnliches Wort für dieses Konzept. Der Begriff Stadt also, mit zwei Wörtern davor, über die wir vorläufig nichts Näheres herausfinden können. Danach zwei weitere Wörter und: *buenos-aires*, was soviel bedeutet wie gute Luft.«

Leonard lachte, und Graciela schien von seinem Gelächter angesteckt zu werden.

»Gute Luft?«, fragte Leonard. »Sie werden mir doch nicht erzählen wollen, dass es in diesem Glutofen einmal gute Luft gegeben hat.«

Leonard ist so jung, dachte Iago Lacross, er hat, wie Nat, das Stauen noch nicht verlernt. Er ist auch so jung wie Nat oder wie Pablo, so jung wie ich damals war, als ich Aixa nicht heiraten wollte, um meine Karriere nicht durch die Ehe mit einer weißen Frau zu gefährden.

Graciela wurde wieder ernst: »Vergessen Sie nicht, dass das hier nicht immer eine Wüste war«, sagte sie.

»Als im Osten noch ein Fluss und hier eine grüne Ebene waren, gab es vielleicht eine milde Sonne, einen ebensolchen Mond, schöne dunkelhäutige Frauen, Quellen von Milch und Honig und gute Luft.«

Blütenloses Florieren

Das unverwechselbare Werk von Angélica Gorodischer

Ein Nachwort von Rike Bolte

Blütenlese

Angélica Gorodischer's wahres Debütwerk, der Erzählband *Bajo las jubeas en flor* von 1973, kondensiert in seinem Titel das Rezept, das das gesamte Schreiben der argentinischen Autorin prägt. Mit trockener Geste kommentiert Gorodischer heute noch die Titelgebung: Eine ›Jubea‹ sei, ja, eine blütenlose Palmensorte. Also ein autarkes, ein paradoxes Gewächs. Wie aber reproduziert sich eine solch wundersame Pflanzenart? Sie sucht ihren Weg in parallelen Sphären und bringt es darin zur Vollkommenheit. Und blüht eben doch.

Schreiben in Sphären, Schreiben am Fluss

Die Stadt Rosario ist die zweite Kulturmetropole Argentiniens. Neben der Bildenden Kunst hat sich auch eine bedeutende Literaturszene an den Ufern des Río Paraná etabliert. In Rosario sind Jorge Isaías, María Angélica Scotti, Jorge Riestra, Gloria Lenardón, Osvaldo Aguirre, Alberto Lagunas, Stella Contardi, Juan Carlos Martini, Elvio E. Gandolfo, Juan José Saer – und Angélica Gorodischer großgeworden. Die Szene kann der monopolisierenden Metropole Buenos Aires damit etwas entgegensetzen.

Die 1928 in Buenos Aires geborene, aber bald nach Rosario übersiedelte Angélica Gorodischer ist seit jeher eine markante Figur innerhalb des rosarinischen Literaturzirkels. Als sie Ende der sechziger Jahre in der Stadtbibliothek Rosarios und nebenher als Übersetzerin arbeitet, beginnt sie mit dem Schreiben. Heute ist sie eine elegante Autorin, deren Werk sich erfreulicherweise kaum auf einen Nenner bringen lässt. Es umfasst science-fiktionale und phantastische Texte, *gothic novels*, Krimi-

nalromane, historische Romane und Werke, die weiteren Subgenres zuzurechnen sind oder sich einer Klassifizierung gänzlich verweigern.

Auf den ersten, gut aufgenommenen Band *Cuentos con soldados* von 1965¹ folgt 1967 die Textsammlung *Opus dos*² und 1968 *Las pelucas*³. Fünf Jahre darauf schließt sich der souveräne Wurf *Bajo las jubeas en flor* an.⁴ In *Opus dos* folgt die Autorin wie in ihrem ersten Werk noch einer interiorisierenden Schreibweise. Das *Opus* phantasiert nicht nur die Zukunft Argentiniens, sondern auch jene der gesamten Menschheit und legt Gorodischer's Lust am chronotopischen Experimentieren dar. Nach einer Atomkatastrophe und dem darauffolgenden Exodus in extraterrestrische Bezirke sowie einer Rückkehr auf die Erde wird diese von einer farbigen Hegemonie besetzt, die den weißen Teil der Überlebenden versklavt. Buenos Aires wird hierbei zur Ausgrabungsstätte, an der ein archäologischer Trupp den Obelisken der Stadt als verschüttetes Emblem einer untergegangenen Zivilisation zu rekonstruieren versucht. Die in neun Teilen organisierte Sammlung, die auch als Roman gelesen werden kann – die meisten Bücher der Autorin lassen sich als Erzählbände und simultan als Romane lesen –, entfaltet Gorodischer's Erzählkunst, so wie dies weiterhin in *Las pelucas* geschieht. Hier liegt, ähnlich dem Fall von *Cuentos con soldados*⁵, ein historischer Roman vor, der eine Brücke in die Renaissance und das Mittelalter schlägt und einmal mehr Gorodischer's Virtuosität in der Schaffung von Atmosphäre deutlich macht. Gleichzeitig werden die narrativen Stränge straffer. Mit *Bajo las jubeas en flor* wird wiederum der Science Fiction Platz gemacht, bzw. hier frequentiert Gorodischer das Genre ein weiteres Mal mit Schalk und illustrierter Skepsis. Der noch heute als Meisterwerk anerkannte und sechs Novellen versammelnde Band erbringt den Nachweis, dass nur ein radikaler Wahnsinn vor dem Wahnsinn der Normalität bewahren kann. Gekonnt verückt Gorodischer allein schon die Parameter, die das ›Normale‹

1 Angélica Gorodischer, *Cuentos con soldados* (Santa Fé, 1965).

2 Angélica Gorodischer, *Opus dos* (Buenos Aires, 1967).

3 Angélica Gorodischer, *Las pelucas* (Buenos Aires, 1968).

4 Angélica Gorodischer, *Bajo las jubeas en flor* (Buenos Aires, 1973).

5 *Cuentos con soldados* offenbart Gorodischer zudem als Meisterin des Dialogs. Der Text situiert das Geschehen in Italien, ein von der Autorin geschätzter Schauplatz, und verflucht dies mit Reflexionen über das Funktionieren moderner militärischer Disziplinierung. Ein solcher Diskurs findet sich auch in *Trafalgar* wieder, wo die Autorin unter dem direkten Einfluss der letzten argentinischen Militärdiktatur steht.

messen und die überhaupt Realität normieren. Die Abweichung qua Homosexualität, philosophischem Delirium, qua einer bis zum Anschlag ausgekosteten Routinierung des Alltags, qua Tod und anderen Grenzsituationen wird dabei zur (nicht immer positiven) utopischen Option. Unumstritten schwingt kafkaeskes Arom mit, wenn etwa die Insassen einer Inhaftierungsanstalt nach Lust und Laune festgenommen wurden: Wer einmal in der Anstalt mit dem titelgebenden Namen ›Dulce recuerdo de las jubeas en flor‹ festsitzt, weiß kaum, wieso, wird aber in einem paradoxen Zirkelschluss aus ihr entfernt, sobald er sich in ihren Räumen kriminell betätigt. Dargelegt werden solche Szenarien in einer realistischen, das Zynische streifenden Erzählweise.

Immer deutlicher wird Gorodischers Diskurs des Ironischen, mitunter des Burlesken, als 1977 *Casta luna electrónica*⁶ erscheint. In dem Band taucht zum ersten Mal die Figur Trafalgar auf, die später, 1979, in dem gleichnamigen Band *Trafalgar* die Titelrolle übernehmen wird. Auch in *Casta luna electrónica* geht es u. a. um die Verkehrung einer normierten Praxis des Körperlichen/Sexuellen, wobei Gorodischer die dichotomen und ambivalenten Strukturen einer (patriarchalen) Begehrensorganisation offenlegt.⁷ *Trafalgar*⁸ stellt einen spielerischen futuristischen Roman mit pikareskem Einschlag dar, der zudem noch die Autorin selbst in das Hierseits der Kaffeehaus-Atmosphäre Rosarios platziert. Die Hauptfigur Trafalgar Medrano ist ein Handelsreisender aus Rosario, der fremde Planeten ansteuert, aber ebenso den Tango und die Unterhaltungen mit seiner Autorin schätzt.

Gorodischers mit *Trafalgar* bereits sehr autonom gewordenes Werk konsolidiert sich, als das weiterhin an der chronotopischen Eskapade interessierte zweibändige Opus *Kalpa imperial*⁹ (I und II) erscheint, kurz nach Ende der letzten argentinischen Militärdiktatur in den Jahren 1983/1984. Eine opulente Utopie/Uchronie, die

mit negativen wie positiven Vorzeichen spielt und nach den haluzinatorischen, ver-rückten Visionen aus *Bajo las jubeas en flor* und dem schelmenhaften *Trafalgar* eher Kennzeichen einer Saga trägt. *Kalpa imperial* fällt paradigmatischer, parabolischer aus. Im Jahr des Erscheinens von *Kalpa imperial I* wird das explizit feministische Buch *Mala noche y parir hembra*¹⁰ publiziert, zwei Jahre darauf der Roman *Floreros de alabastro, alfombras de bokhara*¹¹, den Angélica Gorodischer selbst als ›fliegenden Teppich‹ bezeichnet, der letztlich aber auch ein Kriminalroman ist und von der späten Emanzipierung seiner Protagonistin berichtet, als diese eine Agententätigkeit in Mexiko aufnimmt – und nichts mehr so ist, wie es zu sein schien. Der Roman *Jugo de mango*¹² von 1988 enthält ein lapidares Protokoll über eine absurde Szenerie in einer bananenrepublikanischen Region. Eine ungewollt wehrhafte Protagonistin muss sich hier mit einem bizarren Ensemble an machistischen Figuren und Codes abmühen. In *Las repúblicas*¹³, von 1991, antizipiert Gorodischer in einem konzentrierten, polyphonen Text jene historische Krise, die Argentinien zehn Jahre später manifest erschüttern wird und einen Quasi-Untergang der Nation fürchten lässt. Das dystopische Werk berichtet vom Zerfall des Landes in mehrere Teilrepubliken; dabei wird ein apokalyptisches ökologisches Szenario skizziert, in dem der Regen auf immer ausbleibt. Die Protagonistin erlebt auf ihrer waghalsigen Reise durch solches Inferno einen *rite de passage*, als sie von ihrem Geschlecht zum männlichen überwechselt. Hier scheinen Anleihen bei oder parallele Strukturen zu Virginia Woolfs *Orlando* (1928) auf. 1993 folgt *Fábula de la virgen y el bombero*¹⁴, 1994 *Técnicas de supervivencia*¹⁵. *Prodigios*¹⁶, ebenso von 1994, ist eines der Lieblingsbücher der Autorin selbst. Es liefert eine perfekte Textarchitektur und stellt ein Haus in das Zentrum des Geschehens bzw. fokussiert dieses als Hauptfigur oder Medium, in dem schimärenhafte Frauenfiguren nur transitorische Heimat finden. 1998 publiziert Gorodischer die Texte *Cómo triunfar en la vida*¹⁷ und *Locas*

6 Angélica Gorodischer, *Casta luna electrónica* (Buenos Aires, 1977).

7 Schauplatz des Textes ist ein aristokratisch-matriarchales System, in dem zwar die Frauen die privilegierte Kaste stellen, eine dichotome Ordnung *per se* aber in keiner Weise angefochten wird. Die androgynen Frauenfiguren – unter denen sich die Señora Guinevera Lapslázuli befindet – sind eine ebenso kastrierende Instanz wie die hegemonialen Subjekte einer patriarchalen Logik. Gorodischer geht es also um die grundsätzliche Verurteilung bzw. (paradisierende) Relativierung von totalitären, monolithischen (Repräsentations-)Systemen. Die Figur Trafalgars, die eigentlich mit den Attributen eines echten Machisten ausgestattet ist, legt von den verkehrten Zuständen Zeugnis ab und bleibt darüber ›ein guter Kumpel‹ (›un buen tipo‹).

8 Angélica Gorodischer, *Trafalgar* (Buenos Aires, 1979).

9 Angélica Gorodischer, *Kalpa Imperial* (Buenos Aires, 1983) und *Kalpa imperial. Libro II* (Buenos Aires, 1984).

10 Angélica Gorodischer, *Mala noche y parir hembra* (Buenos Aires, 1983; hier: Buenos Aires, 1997).

11 Angélica Gorodischer, *Floreros de alabastro, alfombras de bokhara* (Buenos Aires, 1985). Der Margo Glantz gewidmete Roman ist von Raymond Chandler inspiriert und führt eine Heldin vor, die Aufgaben lösen muss, die sonst meist den Weg des männlichen Detektivs bestimmen.

12 Angélica Gorodischer, *Jugo de mango* (Buenos Aires, 1988).

13 Angélica Gorodischer, *Las repúblicas* (Buenos Aires, 1991). 2008 erwirbt der US-Verlag Aqueduct die Rechte für die Übersetzung des Werkes.

14 Angélica Gorodischer, *Fábula de la virgen y el bombero* (Buenos Aires, 1993).

15 Angélica Gorodischer, *Técnicas de supervivencia* (Rosario, 1994).

16 Angélica Gorodischer, *Prodigios* (Barcelona, 1994).

17 Angélica Gorodischer, *Cómo triunfar en la vida* (Buenos Aires, 1998).

por la cocina.¹⁸ Dass Frauen ›Geschichte machen‹, zeigt die Autorin nach dem sich an Metonymie und Metapher ausprobierenden, surrealistisch eingefärbten Werk *Prodigios* im Jahr 2004 mit *Historia de mi madre*¹⁹ in einer erstmals autobiographischen Weise. Vorher jedoch noch, mit dem 2000 erscheinenden *Menta*²⁰, betritt sie gemäßigteres Terrain, vielleicht wird auch ihr Stil gefälliger. Gorodischer testet hier das Genre des *micro-relato*, vergisst aber nicht, weiterhin jenen Cocktail zu servieren, in dem sie gemeinhin die Überzeugung auflöst, dass die Realität unser größtes Geheimnis und Wunder sei. Ebenfalls 2004 erscheint *Cien islas*²¹, 2002 noch *Doquier*²².

In *Tumba de jaguares*²³ von 2005 stellt sich die Autorin bewusst skeptisch der Aufgabe, an die Gräueltaten der letzten argentinischen Militärdiktatur (1976-1983) zu erinnern. Folter, Verschwinden und Tod erstehen hier als Phantasma einer tabuisierten politischen Vergangenheit auf, und zwar immer vor dem Hintergrund weiblichen Protagonistentums und der Entfaltung bzw. dem Zitieren mythologischer Narrative. Die Jaguare treten in dem Werk, das sich von den vorangehenden ironisch, prosaisch fundierten Texten durch seine lyrische, teilweise sehr autoreferentielle Schreibweise stark unterscheidet, als die einzigen Wesen auf, die sich der Geschichte erwehren können.²⁴ Aus der Legendenwelt der Maya stammend, sind die großen Katzen furchtlos und in der

Rache gewandt. Mit der Synthese eines solchen mythologischen Rekurses und dem trance-artigen Evozieren historiographisch verbürgter Geschehnisse (Folter und Verfolgung politisch und sozial anders Denkender und Handelnder durch das Militärregime) versucht sich Gorodischer an einem schwierigen Stoff. Ist es die metaphorische Schreibweise, die allein das Unsagbare (re)konstruieren, daran gemahnen kann? Wie elaboriert – und ›schön‹ – kann oder muss eine Sprache sein, die dies wagt? Ist poetische Verdichtung der Adaptation historischen Terrors und dem daraus folgenden Trauma gewachsen, oder ist sie ein Versuch der Kompensation?

Nach dieser finsternen und heiklen Materie erscheint im Jahr 2006 *Querido amigo*²⁵, ein Briefroman, der von der Geschichte eines englischen Diplomaten im Birnassam des beginnenden 19. Jahrhunderts erzählt. Die vom Protagonisten an einen Freund gerichteten Briefe enthalten ausführliche erotische Schilderungen, was Gorodischer die Legende hat in Umlauf setzen lassen, ihr Mann habe die Publikation über zehn Jahre verhindert. Eigentlich jedoch geht der Text auf ein mit der kubanischen Autorin Daína Chaviano vor zehn Jahren initiiertes Projekt zurück, bei dem sich Gorodischer als literarische Repräsentatin des äußersten Südens Lateinamerikas und Chaviano als solche der (zum *Cono sur* quasi antipodischen) spanischsprachigen Karibik vornahm, gemeinsam an einem Buch mit erotischen Texten zu arbeiten.

2008 legt Angélica Gorodischer zwei Bücher vor: den eher leichtfüßigen Roman *Tres colores*²⁶ und ein ›Buch zum Film‹. Die Regisseurin María Victoria Menis ersucht die Autorin um eine ältere, unveröffentlichte Erzählung, »La cámara oscura«, und verfilmt die Geschichte einer jüdischen Immigrantin, die Ende des 19. Jahrhunderts nach Argentinien gelangt. Der gleichnamige Film, eine argentinisch-französische Koproduktion, berichtet von Stigmatisierung und Ausgrenzung, verhandelt die Konzepte von Schönheit und Hässlichkeit und setzt den Blick als zentrales Dispositiv. Er wird noch 2008 mit viel Erfolg in Argentinien, Chile, Uruguay und Frankreich gezeigt. Gleichzeitig wird die Textvorlage neben weiteren,

18 Angélica Gorodischer, *Locas por la cocina* (Buenos Aires, 1998).

19 Angélica Gorodischer, *Historia de mi madre* (Buenos Aires, 2004). Angélica Gorodischer widmet sich in diesem biographischen Text zwar auch ihrem eigenen Leben – indem sie sich selbst im Spiegel ihrer Mutter betrachtet – vor allem aber ist das Buch eine Hommage an María Angélica Junquet de Arcal, oder: Angélica Arcal (1892-1975), die sich durch damals für eine Frau ungewöhnliche (und riskante) Tätigkeiten wie etwa die Führung eines literarischen Salons, feministisches Engagement etc. auszeichnet und die Entscheidung Gorodischer, zu schreiben, maßgeblich mit beeinflusst. Siehe hierzu auch das Interview von Orlando Verna von LA CAPITAL, unter http://www.lacapital.com.ar/2004/04/11/seniales/noticia_90355.shtml, besucht am 31. Mai 2007.

20 Angélica Gorodischer, *Menta* (Buenos Aires, 2000).

21 Angélica Gorodischer, *Cien islas* (Rosario, 2004).

22 Angélica Gorodischer, *Doquier* (Buenos Aires, 2002). Auch *Doquier* widmet sich, ähnlich den Texten von *Kalpa imperial*, dem Mythos der Stadt, und zwar jenem der ›werdenden‹ Stadt, die nichts mit der Stadt der Moderne zu tun hat, sondern von Krieger, reisenden Händlern, Magiern und Katzen bevölkert ist und an der Schwelle zu einer neuen (modernen) Epoche steht.

23 Angélica Gorodischer, *Tumba de jaguares* (Buenos Aires, 2005).

24 In *Tumba de jaguares* sticht ein weiteres Mal Gorodischer kritische Inblicknahme binärer Ordnungen ins Auge, die die Welt in Mächtige und Ohnmächtige, in Täter und Opfer, in Männer und Frauen aufteilt. Wie bereits in *Trafalgar* dargelegt, illustriert dies die junge verschleppte Frau, die in einem Teil des Werkes eine zentrale Rolle spielt, doch vermengt sich ihre ohnmächtige Kontur immer mit dem mächtigen Schatten des Jaguars.

25 Angélica Gorodischer, *Querido amigo* (Buenos Aires, 2006). Der Text befasst sich mit der Irritation, die der Protagonist Albert-George Ruthelmeyer ob der kulturellen Differenzen erfährt, die ihn in Birnassam erwarten; bald wird diese Irritation noch ganz anderer Natur sein: Als man ihm nahelegt, eine zweite Ehe einzugehen und sein Bündnis mit der in seinem Heimatland zurückgelassenen Lady Ruthelmeyer zu vergessen, wird er in eine bisher unbekannte Welt der Lust und des Begehrens entführt. Von dieser Horizonterweiterung wird er seinem Freund in Briefen berichten und beweisen, dass es ein Exil der Lust geben kann.

26 Angélica Gorodischer, *Tres colores* (Buenos Aires, 2008).

ebenso unbekanntem Erzählungen Gorodischer in einem Sammelband veröffentlicht.²⁷ Und unterdessen ist die Autorin 80 Jahre alt geworden.

Rosario ist nicht nur zweite Kulturhauptstadt Argentiniens. Die Stadt liegt auch an einem imposanten Fluss, dem sie, anders als Buenos Aires dem Río de la Plata, nicht den Rücken zuwendet. Zu Vollmondzeiten hängt der Trabant in orangenen Tönen wie ein riesiger Lampion über den flutenden Wassern. Der Río Paraná schleppt, aus den dichten Wäldern und Urwäldern, die weiter im Norden beginnen, Treibgut an. Angélica Gorodischer hat sich in ihrem Werk mit Abenteuerlust, Akribie und äußerster Professionalität in unterschiedlichste Raum-, Zeit- und Text-Sphären vorgewagt. Ihr Werk ist ein Raumschiff; ein Medium der Expeditionskunst. Der Fluss, aus dem diese Sphären womöglich aufsteigen, aufgestiegen sind, ist, als Kulissen-Protagonist etwa in *Tumba de jaguares* – so auch in *Doquier* – gleichermaßen eine Leitlinie zur Konstanz, die stetes Wachstum gebracht hat. Immer ist er Inspirationsquelle der Autorin gewesen; dazu kommt all das, was der Fluss an Treibgut transportiert, und jenes, was sich in ihm spiegelt – ganz gleich, ob es sich dabei um echte oder elektronische Monde handelt. So seien hier Flüsse und Monde gelobt, wie es Angélica Gorodischer in ihrem Werk tut.

Kunstvoll am Rand schreiben – Von der marginalen Phantastik

Angélica Gorodischer zählt zu den profiliertesten und außergewöhnlichsten Figuren des argentinischen und lateinamerikanischen Literaturbetriebs.²⁸ Sie ist aber auch eine der wenigen Autorinnen, wenn nicht die einzige, die sich auf dem Subkontinent konsequent (auch) dem Genre der Science Fiction verschrieben hat. Die Argentinierin Silvina Ocampo und die Chilenin María Luisa Bombal sind Kolleginnen im Bereich der Phantastik; dazu kommen Marjorie Agosín (Chile), María Esther de Miguel (Argentinien) und Alicia Jurado (Argentinien). Des Weiteren hat sich Liliana Bodoc, die ebenso Argentinierin ist, einen Platz im Bereich der Fantasy erschrieben. In der

27 Angélica Gorodischer, *La cámara oscura* (Buenos Aires, 2008).

28 Ein lebendiges Bild Angélica Gorodischer liefert ein (spanischsprachiges) Interview, das Juan Sasturain im Rahmen seines Filmprojektes ›Ver para Leer‹ neben vielen anderen Gesprächen mit bedeutenden argentinischen Schriftstellern und Schriftstellerinnen geführt hat. Siehe unter <http://www.verpara-leer.speedy.com.ar/Interviews/Index/id=32&season=2008>. Besucht am 2. September 2009.

Produktion der Science Fiction ist unter diesen Repräsentantinnen Gorodischer zweifelsfrei eine Pionierin.²⁹

Bereits in ihren ersten Texten hat Gorodischer auf die blumige Zierde der neobarocken Proliferation verzichtet und auch den Duktus des großen Erzählens nicht gepflegt. In den Kanon der hiezulande in den siebziger Jahren Einzug haltenden lateinamerikanischen Literatur ist sie deswegen nie aufgenommen worden. Dieser hat sich vor allem über die Etikette des Magischen Realismus konstituiert. Selbst manche Werke der Phantastik, die sich nicht subsumieren ließen, wurden darunter zu einer raren Kost und eher im akademischen Bereich verabreicht, als erfolgreich auf dem Buchmarkt platziert.

Tatsächlich verzichtet Gorodischer auf die Kniffe, die in der großen Summe der Werke des *Realismo Mágico* angewandt werden.³⁰ Die Vertreter der lateinamerikanischen Erzählschule haben sie nicht einmal inspiriert. Vielmehr sind es angelsächsische AutorInnen wie Ursula K. Le Guin (*1929), R. A. Lafferty (1914-2002), Robert Silverberg (*1935), Samuel R. Delany (*1942) und Philip K. Dick (1928-1982), die ihr Werk beeinflusst haben; hinzu kommt Isaac Asimov (1920-1992).³¹ Allerdings ist das Schreiben der rosarinischen Autorin sehr wohl in den Kontext der großen argentinischen Phantastik zu stellen. Dass ihr, anders als deren paternalen Vertretern, trotz der betörend in Erstaunen versetzenden Texte, die sie verfasst hat, die Übersetzung ins Deutsche bis auf zwei Ausnahmen³² verwehrt blieb, mag wiederum daran liegen, dass sie eine eigene – unter anderem feministische eingefärbte – Variante der Phantastik entwirft.³³ Gorodischer ist also weder eine Kopistin der exotisierenden, für Europa geschäftsträchtigen ›lateinamerikanischen Schreibweise‹ – sie zieht der süffigen

29 Hierzu auch Angela Dellepiane, »Contar=mester de fantasía o la narrativa de Angélica Gorodischer«, Beilage der REVISTA IBEROAMERICANA Nr. 132/133 (1985), S. 627-640.

30 Allerdings bezeichnet Ignacio Maroto Gorodischer als eine der hervorstechenden Erbinnen des Magischen Realismus. Vgl. Ignacio Maroto, zitiert nach Celia Esplugas, »Angélica Gorodischer y lo fantástico como crítica social«, in CUADERNOS DE ALDEEU, Nr. 1, Band 15 (1999), S. 33-42, S. 34.

31 Hier nennt die Autorin vor allem den Roman *The End of Eternity* (1955), der für sie manifest gemacht habe, dass die Science Fiction ein ›unverhofft verführerisches Genre‹ sei. (In einem Gespräch mit mir.)

32 Das wären *Eine Vase aus Alabaster* im Orlanda Frauenverlag (Berlin, 1992) und die Übersetzung des Textes »Los embriones del violeta« in: Bernd Goorden & A. E. van Vogt (Hrsg.), *Die Venusnarbe – Die besten SF-Erzählungen aus Südamerika*, im Heyne Verlag (München, 1982).

33 Vor allem Juan Carlos Martini, der ebenso Science Fiction-affine Elvio Gandolfo und Angélica Gorodischer lassen sich als VertreterInnen eines ›postcor-tazarianischen‹ Schreibens charakterisieren. Vgl. hierzu auch David Lagmanovich, »Gandolfo, Gorodischer, Martini. Tres narradores jóvenes de Rosario (Argentina)«, in CHASQUÍ. REVISTA DE LITERATURA LATINOAMERICANA NR. 2, Band 4, Februar 1975, S. 18- 27, S. 19.

Schokoladenspur den in ihrem Werk leitmotivisch sedimentierenden nostalgisch-ernüchternden Kaffee³⁴ vor –, noch verfährt sie mit einem eindeutigen Inventar und der Rhetorik der Phantastik. Der Autorin geht es eher um die Anbindung an die ›Wirklichkeit‹ bzw. um die (wenn auch fabelhafte) Verzerrung einer stets politisch zu verstehenden Realität, als darum, aus dem Griff in den Kosmos des Unheimlichen oder Wundersamen ihre ästhetische Krux zu speisen oder gar dem Irrealen um seiner selbst willen zu dienen. Das heißt: Gorodischer weist darauf hin, dass die Lösung des Welträtsels einzig in der Enthüllung sozialer Zustände liegen kann. Dass diese im kruden und gewalttätigen Sinn befremdlich (und verabscheuenswürdig) sein können, lässt Gorodischer ihre Texte darstellen. Dabei bricht die Autorin dennoch mit einem objektiven, rationalistischen Weltbild. Angélica Gorodischer betreibt zwar keine literarische Weltflucht, sondern bestätigt die Welt in ihrer Prekarität; sie tut dies jedoch, indem sie sie mit minimalen phantastischen Einsprengseln lakonisch zitiert – und dabei stets zwischen dem dystopischen und dem positiv utopischen Gegenentwurf oszilliert. Für Angélica Gorodischer gibt es nur die eine Welt. Und diese ist zu verbessern. Dazu zählt auch, dass sie Hierarchien und Dichotomien politischer Couleur, wie sie sich in Lateinamerika (und durchweg in der Geschichte des Okzidents) in großer Zahl finden, karikiert, hyperbolisiert und dekonstruiert.

In solche literarische Praxis passt denn auch, dass sich Gorodischer – ähnlich einem Cortázar – von Beginn ihrer Karriere an den *genres mineures* zugewandt, aber hier nie eines im Speziellen bevorzugt hat. Dass sie alle Gattungen gleichermaßen zu bespielen weiß, macht sie zur Betreiberin eines Am-Rande-Schreibens, einer (im positiven Sinn zu lesenden) marginalen, heterodoxen Phantastik. Und wenn gleich sich mancher ihrer Texte hermetisch oder sogar klaustrogen gibt, wie das etwa bei *Las pelucas* oder *Prodigios* der Fall ist, und dies an Cortázar und Borges erinnern mag, zeichnen gerade diese assoziativen oder parallelen Strukturen das Werk nicht mehr aus, als es ohnehin an Qualität besitzt.

Momente der Umzingelung, des Eingeschlossenseins und gleichsam der Entfremdung sind grundlegende Bestandteile der Phantas-

34 In Gorodischer's Werk wird immer wieder Kaffee getrunken und darüber gesprochen, ob er gut zubereitet ist oder nicht; er dient der Zusammenkunft der Figuren und spornt sie zu neuen Taten an. Er ist – anders als der Alkohol, aber auch anders als der aristokratische Tee – ein Getränk der Ratio, das bisweilen Motor für revolutionäre Taten sein kann und auch von der Schlüpfrikheit des Mangosaftes (so in *Jugo de mango*) weit entfernt ist. Außerdem steht er für die angenehme, häusliche Seite des Planeten Erde, so z. B. dann, wenn Trafalgar von seinen Abenteuern zurückkehrt.

tik. Auch bei Gorodischer brechen sinistre Elemente einer ungebändigten Realität über die Figuren herein, halten sie in Schach oder führen sie in die Irre. Wenn sich hingegen der Eindruck abzuzeichnen beginnt, in der Lektüre könnte die Zeugenschaft über eine anwachsende und niemals gelöste Bedrohung ihren Platz finden, zieht hier der bis auf wenige Ausnahmen zumindest latent stets mitschwingende trockene Diskurs seinen Strich durch die Rechnung. Das heißt: Bedrohung, ja, aber keine, die den Gesetzen impermeabler Simulation gehorcht. Das wiederum heißt: Die Gefahr ist bei Gorodischer dergestalt, wie sie sich in unserer Wahrnehmung darstellt. Sie mag total sein, doch ihre Inkommensurabilität wird in erster Linie immer zur derealisierenden Perzeption und, im Bereich der Sprache, zu einem eskapistisch-kompensatorischen, somit ironischen Reflex führen. Und Ironie ist ja bekanntlich ein Diskurs der an den Rand Gedrängten, der sich der sublim-souveränen Strategie zu bedienen weiß, aus einer ausgeweglosen, peripheren Lage eine Kunst zu machen.

Angélica Gorodischer's lapidarer Schreibstil, der oftmals ein zwar alltäglicher, umgangssprachlicher³⁵, doch immer konziser und eigenwillig poetischer ist, kann mitunter in einer Weise den Finger auf die Wunden der Sprache legen, dass die Worte zu rotieren beginnen, ihre scheinbar selbstverständliche Signifikanz einzubüßen beginnen. Der Effekt, der aus diesem Sprachverlust resultiert, ist jener, den sich Susan Sontag von der Literatur versprach: (kunstvolle) Verstörung. Für Angélica Gorodischer gilt es, diese Verstörung in paradoxe Räume und Zeiten zu heben. Sie verbindet dies oftmals mit einem virtuosen Flirt mit manchen Modellen der Philosophie, dekliniert jedoch vor allem die makabre Provokation, die die politische Geschichte der Menschheit ist.

Tropenfrüchte und marode Maschinen – Anschreiben gegen das Reglement konventioneller Science Fiction

Angélica Gorodischer inspiziert Strukturen und Stätten unserer Welt, in denen Macht produziert wird. Um die fatalen Facetten dieser Gewohnheit zu extrapolieren, nutzt die Autorin die Uchronie wie auch die Utopie als Technik zur Reliefverstärkung. Sprich: Die Autorin katapultiert perfides und lamentables Treiben der Menschheit – exemplarisch anvisiert etwa in der argentinischen Militärdik-

35 Teilweise ist die ›vulgäre‹ Sprache der Figuren aufgrund der Verwendung des *Lunfardo*, der ›Gaunersprache‹ von Buenos Aires, nur mit Sachkenntnis verstehbar. Eben die Verwendung dieses linguistischen Codes macht Gorodischer's Werk zu einem sozial engagierten.

tatur (wie bereits erwähnt in *Kalpa imperial* oder *Tumba de jaguares*) – in fremde Zeit und fremden Raum (bzw. in undefinierten Raum und undefinierte Zeit), um es damit umso deutlicher hervortreten zu lassen.

In der Imagination anderer, ferner und anderszeitlicher Welten ist es Gorodischer jedoch niemals um die Strategie naturwissenschaftlich ausgerichteter Science Fiction gegangen, noch darum, dass ihre literarischen Figuren Weltraum-Opern bestücken, durch entlegene Sonnensysteme rasen oder gar das Inventar hoch technologisierter Zivilisationen in Szene gesetzt wird. Nichts interessiert Gorodischer weniger als der Transport eines Raumschiffes von Punkt A nach Punkt B oder die akribische, naturalistische Zurschaustellung jener Bausteine, die menschliche Machbarkeitsphantasien längst durch die entsprechenden Machbarkeiten und Gemachtheiten ersetzt haben. Das liegt auch daran, dass Südamerika andere soziale, politische, ökonomische und damit technowissenschaftliche Voraussetzungen liefert als die Wiege der ›harten‹ Variante des Genre, der angelsächsische Raum und insbesondere die USA. Gorodischer entwirft keine Maschinenimperien – denn Maschinen funktionieren in Argentinien nicht, so die Autorin³⁶ –, staffiert ihre Texte nicht mit veritablen und an der Filmkonvention messbaren *Aliens* aus. Sie nimmt vielmehr in einen präzisen Blick, dass das Fremde (und Befremdende) schon immer unter uns ist, wir das Fremde sind, dass das ›Prinzip *Alien*‹ in uns ist. Dies zu demonstrieren braucht kaum Kulissenarbeit, keine holographischen Einschübe, sondern höchstens eine metaphorisch parallele Anlage zu jenem terrestrischen Universum, das uns zu Füßen liegt. Vermengt das Fremde sich mit dem Vertrauten – und wir selbst sind uns ja auf den ersten Blick das Vertraute –, treten absurde, mitunter tragisch zu lesende Konstellationen zutage. Gorodischer Werk fängt diese Perspektive ein, und zwar vermittels des Jonglierens mit Versatzstücken aus den konventionellen, geschlossen operierenden Gattungstexten der Science Fiction, die vor einem gestochen scharfen hierseitigen Hintergrund ihre Konturen erlangen.

Ebenso fokussiert Angélica Gorodischer die Irritationen, die die Begegnungen unterschiedlicher Kulturen und Sprachen bedeuten können. Das belangt bisweilen bereits die Heterogenität der diversen Kulturräume Lateinamerikas. So wird in *Jugo de mango* in den Augen einer südamerikanischen (argentinischen) Protagonistin eine karibische Insel zur Parabel des allzu irdischen Befremdens, wobei der

36 So finden sich in Gorodischer Texten vielmehr bizarre Äquivalente funktionstüchtiger Artefakte: Ein Raumschiff kommt hier eher als klappriges, aus Resten von maroden Haushaltsmaschinen zusammengesetztes Gefährt daher.

Mangosaft als Metapher hierfür firmiert – und kaum das Paradiesische repräsentiert. Doch mischen nicht nur die allegorischen Stellvertreter absurder Bananenrepubliken die Texte Gorodischer auf. Auf ›Salari II‹ in »Los embriones del violeta« (*Bajo las jubeas en flor*) werden die Protagonisten etwa von mehreren am Himmel stehenden Sonnen geblendet.

So sehr Gorodischer auf die Diskurse der Robotik und der Kriegsepik verzichtet³⁷, so sehr geht es ihr um ein Anschreiben gegen totalitäre Denkschemata (etwa: dass es nur eine Sonne gäbe), gegen normierende Identitäts-Regime (insbesondere der phallogozentrischen Tradition). Wahnsinn und andere Formen des geistigen und emotionalen Ausbruchs und der Abweichung vom irdischen Reglement sind daher von größerem Interesse als die Flucht aus dessen Ordnung qua aufwändiger Technik – die nämlich den Weg zu einer ›wahren‹ (halluzinierten oder inneren) Exploration meist verstellt.

Um zusammenzufassen: Die explizite Distanzierung von den konventionellen Rezepturen der Science Fiction, die oftmals in einem zwar pompösen, doch letztlich konservativen, vorurteilsbelasteten Sinn mit dem Fremden verfährt, lässt Angélica Gorodischer Territorien surrealistische, manchmal nur minimal deplatzierte sein. Und um wieder zum Mond zurückzukehren: Bei Gorodischer bleibt dieser Mond, geht aber fremd. Und die Macht der Diktatoren lässt sich in deren lasziver Affinität zur Tropenfrucht nachkosten.

Androgynes Schreiben: Exil, totales Exerzitium und die Utopie einer Subjektwerdung des Menschen

Gewiss folgt Angélica Gorodischer Schreiben dem Diktum der Literatur-Aristokratin Virginia Woolf und deren in *A Room of One's Own* (1929) apostrophierten Forderung eines autochthonen, längst verdienten Raumes, in dem Frauen ihren Zugang zur Erschreibung der Welt wählen können sollen.³⁸ Wenn bei Woolf bereits das Konzept geistiger Bisexualität zentral ist, lässt sich bei Gorodischer mehr noch von einem ›Quer‹³⁹-Schreiben sprechen, einem Schrei-

37 Hierzu auch María Esther Vázquez, »Angélica Gorodischer, una escritora latinoamericana de ciencia ficción«, in REVISTA IBEROAMERICANA Nr. 123/124, Band 49 (1983), S. 571-576, S. 572.

38 Eindeutig von dem Essay Woolfs ist das von Gorodischer und Ursula K. Le Guin gemeinsam verfasste Werk *Escritoras y escritura* (Buenos Aires, 1992) beeinflusst.

39 ›Quer‹ wird hier im Sinne des englischen *queer* verstanden, das ursprünglich auch in einem abwertenden Sinn als Bezeichnung für eine vom heterosexuellen Begehren abweichende sexuelle Orientierung verstanden wurde, von der jüngeren Gender-Bewegung und der *Queer-Theory* jedoch in einem poli-

ben quer durch die Gattungen, die Sprachen, von einer Bewegung quer durch jene diskutabile Matrix, die die Welt in dichotomen Zügen ›gendert‹. Gorodischer muss weder Judith Butler noch Foucault gelesen haben, um ihr Werk von Beginn an mit weiblichen Figuren zu besetzen, die sich am Rand (der Gesellschaft, der Geschichte, der Familie, der ›Normalität‹) situieren – und an diesem Rand dennoch und gerade dort zu Protagonistinnen werden.⁴⁰ Identität ist hier, gemäß allen weiteren theoretischen Axiomen der Postmoderne, die die Autorin ebenso wenig explizit rezipiert hat, immer Differenz und jedes Handeln eines der Passage, eines des Hinübertretens von einem definierten und definierenden Bezirk in einen anderen. Die Protagonistinnen von Angélica Gorodischer sind demnach fluktuierende Figuren.⁴¹ Dabei entsteht ihre *otherness* auf burleske Weise im Dispositiv männlichen bzw. patriarchalen Betrachtetwerdens, wie es etwa in der Erzählung »Un cuento de amor, por fin« aus *Mala noche y parir hembra* vorgeführt wird.⁴² Hier wird ›die Frau‹, in einem Gespräch unter Männern, schlichtweg aus der menschlichen Spezies ausgeschlossen, und zu ›einem anderen Ding‹ deklariert. Auch in »Los embriones del violeta« wird deutlich gemacht, dass ›die Frau‹ aus

tischen, theoretischen wie spielerischen Sinn als ›anders‹ belegt ist und nicht nur schwule und lesbische (also homosexuelle) Differenz meint, sondern auch *transgender* und *intergender*-Varianten.

40 Es ist die Figur Trafalgar, die das Protagonistentum von Frauen in Gorodischer's Werk intradiegetisch kommentiert. Die Königin Isabel in der Erzählung »De navegantes« im gleichnamigen Band etwa wird von ihm beschrieben als: »ein richtiger Typ, der die Eier dort hat, wo sie hingehören« (»[...] todo un macho con los huevos bien puestos«). Vgl. Angélica Gorodischer, *Trafalgar*, S. 62. (Deutsche Übersetzung von mir.)

41 Hierzu siehe auch Graciela Aletta de Sylvas, »Ser mujer en la escritura de Angélica Gorodischer«, in *La imagen de la mujer en la literatura*, hrsg. von María Ángeles Calero Fernández (Lleida, 1996), S. 91-100, S. 92. Gorodischer verzichtet dezidiert darauf, ›die Frau‹ als den Besser-Menschen aufwarten zu lassen; ebenso wenig ist sie Erfüllungsgehilfin männlicher Utopien. So plädiert die Autorin, ähnlich ihrer Kollegin und Übersetzerin Ursula Le Guin, für die Fluktuation, für eine große Geschlechts- und Begehrens-Variable. Die mythologisch lang tradierten Praktiken der Transvestie und Transsexualität finden ebenso, wie bereits erwähnt, Eingang in einigen Passagen von *Las repúblicas*. Persiflagen von Begehrens- und damit verbundenen Macht- und Zeichenkonstellationen im Interesse des Patriarchats – des Phallogozentrismus – tauchen nicht nur (in ihrem invertierten Sinn) in *Trafalgar*, sondern weiterhin in der dem Sammelband aus den siebziger Jahren den Titel gebenden Erzählung »Bajo las jubeas en flor« und in »Los embriones del violeta« auf. Hier zitiert Gorodischer die Homophobie, die in patriarchale Regime eingeschrieben zu sein scheint, und konterkariert sie mit einer burlesk in Szene gesetzten männlichen Zwangshomosexualität. Die von Judith Butler aufgezeigte heterosexuelle Matrix wird kurzerhand umgestülpt; dazu gesellt sich ein (ebenso bereits zitierter) fulminanter Überbau aus Anregungen zur Revision stur eingeübter ›Normalitäts‹-Parameter.

42 Dazu auch der Hinweis von de Sylvas, a. a. O., S. 92.

männlicher Sicht nicht nachvollziehbar (und deswegen in der frauenlosen Gesellschaft auf ›Salari II‹ nicht rekonstruierbar) ist. Durchweg geht es Gorodischer jedoch um die Negierung einer weiblichen Stereotype patriarchaler Prägung; es sind die domestizierten Frauen, die in ihrem Werk nicht vorkommen⁴³, und als schimärenhafte Folie zwar zitiert, aber ohnehin auch als solche schon nicht verstanden und stets aus dem Diskurs männlicher Interessen und Weltansichten ausgeschlossen wurden. Also bleibt der Entwurf eines Frauentyps, der in patriarchaler Optik gänzlich nicht mehr gefasst werden kann, bzw. jener Frauentyp, der folglichweise von der *HISTORY* diffamiert wurde: das wären Hexen, Transvestierte, Abenteurerinnen, Wahnsinnige⁴⁴, Mörderinnen. Dass die Genre der Science Fiction, der Phantastik, des Historischen Romans und des Kriminalromans besonderen Raum für diese Figuren bieten, erklärt Gorodischer's Bevorzugung derselben.

Frauen, die sich auf die Suche nach ›dem Wort‹ oder der Schimäre des Mannes begeben und also dem phallogozentrischen Sirenen Gesang anheimfallen – so etwa in »Las luces del puerto de Waalwijk vistas del otro lado del mar« aus *Mala noche y parir hembra*, wo sich eine Frau, die dem von einem Gespensterschiff herunterschallenden Hilferuf eines Mannes folgt, selbst in ein Gespenst verwandelt –, werden in Gorodischer's Werk konterkariert. Gorodischer ist es, wie

43 Höchstens kommen sie als ›Werwölfinnen‹ vor, wie z. B. in »La perfecta casada« aus *Mala noche y parir hembra*. Hier wird die ›perfecta casada‹ – die ideale Ehefrau (eine Figur, die auf einen gleichnamigen Text von Fray Luis de León aus dem spanischen 16. Jahrhundert anspielt) – als eine subkutan gefährliche Figur eingeführt, die nur so tut, als fühle sie sich im Haushalt wie ein Fisch im Wasser, während sie eigentlich auf der Suche nach allen möglichen Fluchtmöglichkeiten ist. Diese verdichten sich symbolisch in Türen, die sich auftun, und in Türrahmen, die danach schreien, durchschritten zu werden. So führt eine Tür aus der Kindheit der Protagonistin in die Wüste Gobi anstatt in das Schlafzimmer der Eltern und eröffnet späterhin ungeahnte Perspektiven.

44 Der (explizit männliche) Erzähler von »La resurrección de la carne« (ebenfalls *Mala noche y parir hembra*) z. B. konstatiert – nachdem der Protagonistin in einem surrealistischen Szenario die Reiter der Apokalypse erschienen sind, ihr Mann jedoch weiter in der Zeitung blättert und sie bei deren erneutem Auftauchen die Harley Davidson besteigt, die von einem blonden Langhaarigen der Reiter gelenkt wird –, dass ›der Wahnsinn eine in Blüten stehende Flamme‹ sei (»[...] la locura es una flor en llamas.«). Die Protagonistin besteigt die Höllenmaschine, weil ihr ›das Erwachsensein bei Gesundheit und Verstand [...] auf traurigste Weise steril‹ vorkommt (»[...] era tristemente estéril ser adulta y razonable y sana«). Der Erzähler fügt deswegen auch hinzu: ›Oder in anderen Worten gesprochen, ist es schier unmöglich, diese tote, erkaltete, zähe, unbrauchbare und sündige Asche der Vernunft wieder zu entfachen‹ (»O en otras palabras, es imposible inflamar las cenizas muertas, frías, viscosas, inútiles y pecaminosas de la sensatez.«). Angélica Gorodischer, »La resurrección de la carne« in: *Mala noche y parir hembra*, S. 151. (Deutsche Übersetzung von mir.)

Virginia Woolf, darum zu tun, die Frau Subjekt werden, sie heraustreten zu lassen aus ihrer Funktion als Projektionsfolie, Echo, Objekt.

Auch wenn sie diese Bezeichnung – bzw. Kategorisierungen im Allgemeinen – nicht schätzt, ist Angélica Gorodischer demnach Feministin. Neben den vielfachen Auszeichnungen, die ihr Werk erfahren hat⁴⁵, ist sie gleichermaßen für ihr frauenpolitisches Engagement prämiert worden.⁴⁶ Literarische und politische Haltung (eher: »Beweglichkeit« im Sinne des argentinischen »movilizada«) setzen sich damit in eins. Allerdings gibt es – glücklicherweise – für Angélica Gorodischer keine *écriture féminine*. Vielmehr ist für die Autorin Schreiben ein androgynes, totales, undefiniertes Exerzitium. Das meint, dass Gorodischer keine Essentialistin in dem Sinne ist, dass sie für die Annahme einer vordiskursiven geschlechtlich markierten Identität (bzw. Differenz) einsteht, sondern im Gegenteil, sie ist eine Essentialistin in dem Sinne, dass sie für eine Essenz des Schreibens (und des Wortes) plädiert – auch und gerade, wenn dieses durch die Mühle patriarchaler Dispositive (also einem Konvolut an Texten männlich-symbolischer Prägung⁴⁷) gegangen ist, die unter anderem die Mär von einer »weiblichen Natur« (und entsprechend einer »männlichen« Natur) erschaffen haben. Sprache ist, das macht Gorodischer deutlich, bis dato ein von Männern dominiertes Territorium. Wenn es die Möglichkeiten eines partiellen, klandestinen Unterwanderns dieses Tatbestandes gibt, wie etwa im Falle der exklusiv von Frauen in China kodierte Nushu-Sprache⁴⁸, so ist von Gorodischer angedacht, dass Sprache einmal komplett und eins werde⁴⁹ und damit post-hegemonial – und essentiell.

Wenn also Angélica Gorodischer sich einerseits ein utopisches

45 Hierzu zählen u.a. der Premio Más Allá (1984), der Premio Emecé (1984-85), der spanische Premio Gilgamesh (1986), das Fullbright-Stipendium (1988 und 1991), u. a.

46 So etwa mit dem von der »Asamblea Permanente por los Derechos Humanos« verliehenen Premio Dignidad (1996).

47 Hierzu ebenso Francine Masiello, »Texto, ley, transgresión: especulación sobre la novela (feminista) de vanguardia«, in REVISTA IBEROAMERICANA Nr. 51, 132/133 (1985), S. 807-822.

48 Hinweis von Angélica Gorodischer in einem Interview mit mir (»Por suerte el Cosmos es un misterio«, Publikation in Vorbereitung.). Nushu ist eine geschlechtsspezifische Schriftsprache. Als Teil einer Gesangs- und Dichtkunst in der südwestchinesischen Provinz Hunan wurde sie ausschließlich von Frauen erlernt und von diesen nur an Mädchen weitergegeben. Die filigrane, langgezogene, kursiv gestellte Schrift zählt – so die neuesten Forschungsergebnisse – etwa 300 bis 500 Jahre. Das Nushu befreite die traditionell auf einen sehr limitierten Lebensraum beschränkten Frauen und Mädchen aus dem Analphabetismus und der sozialen Isolation und ermöglichte es ihnen, untereinander klandestine Botschaften auszutauschen.

49 Angélica Gorodischer, »La mujer y las palabras«, in HISPAMERICA Nr. 12/39 (1984).

(bzw. eutopisches) Schreiben denkt, ist das Schreiben von Frauen jenseits eines (essentialisierten) weiblichen Schreibens angesiedelt und in erster Linie Übung zur alternativen Eroberung und Kolonialisierung der Sprache. Dafür braucht es jedoch erst einmal einen Ort, an dem professionelle Konzentration möglich ist, ein Kabinett, an dem Frauen Diskurse erschaffen können, die weibliche Subjektwerdung projizieren. Dass dies bis heute noch ein Desiderat ist, da ein bis in das 20. und weiterhin in das 21. Jahrhundert hineinreichendes, historisch bedingtes Exil der Frau existiert, lässt Gorodischer gegen den Ausschluss weiblicher Stimmen aus den öffentlichen Bezirken vieler Gesellschaften, zumal in Lateinamerika, anschreiben. Ganz zu Recht apostrophiert Celia Esplugas Gorodischers Werk in diesem Zusammenhang als subversiv.⁵⁰

Doch was ist mit der Lust? Generell ist das Begehren in Gorodischers Werk kardinal aus Worten gemacht. Das mag die stereotype Erwartung an lateinamerikanische Literatur enttäuschen, die zumal mit dem literarischen »Auf den Plan treten« der Frauen eine körperschriftliche Wende zusammenphantasiert hat. Gorodischers Figuren, und eben auch die Frauen (bzw. die verquerten Figuren) sind knöchrig, intellektoloid, neurotisch. Sie heißen Delmira Luzuriaga – so die Heroine aus *Jugo de mango* – und tragen ausgebeulte, fleckige, anämische Kleidung.⁵¹ Männer kommen hier, manchmal als blond ondulierte Erscheinungen, süffiger weg. Aber genau das will Gorodischers Werk: So, wie es auch Kaffee serviert, statt Kakao-spuren zu ziehen⁵², lässt es die Spezies, die gemeinhin als sinnlicher

50 Celia Esplugas, a. a. O., S. 37.

51 In *Jugo de mango* steht der Mangosaft nicht nur (wie bereits erwähnt) für das irdisch Fremde, das die Protagonistin in der Karibik vorfindet, oder für die Laszivität der Repräsentanten des dortigen politischen Systems, sondern gleichermaßen, so formuliert de Sylvas, für das »auf den Geschmack kommen« der Protagonistin, als diese ihres »Ausgetrocknetseins« gewahr wird und endlich auch vom Saft kostet. Ebenso in *Floreros de alabastro, alfombras de bokhara* gönnt sich die Protagonistin nach ihrem opulenten Verdienst als Geheimdienstagentin im höheren Alter lang ersehnte Luxusgegenstände: Alabastervasen und teure Teppiche. Sie sieht sich hierbei mit der Notwendigkeit konfrontiert, ihre frühere Identität als Mutter und Großmutter zu eliminieren, da sie von ihren Töchtern heftige Vorwürfe erntet. Hier zeigt Gorodischer einmal mehr die Last der sozialen (und der gender-spezifischen) Definition auf.

52 Bezug genommen wird hier selbstverständlich auf ein so süffiges Opus wie *Bitterstife Schokolade* der mexikanischen Autorin Laura Esquivel (*Como agua para chocolate*, 1989), in dem Küche, Körper und Text gewinnträchtig vor allem für ein unterkühltes europäisches Publikum fusioniert werden: Gorodischer serviert hingen in *Prodigios* auch eine Abhandlung über die Analogie von Kulinarik und intellektueller Tätigkeit – auf die schon Juana Inés de la Cruz hinwies. Ihre Figur Lola mischt mit Professionalität die richtigen Ingredienzen und verweist darauf, dass dies beim Schreiben ebenso der Fall sein

bzw. womöglich noch als dunkler ›Kontinent‹ gilt, schlichtweg sperrig werden. Das heißt: Frauenfiguren bei Gorodischer versperren den lange von männlicher Hand geebneten Weg, um sich selbst aus der Starre zu befreien und ›loszumarschieren, trotz der Angst‹ (›Ser mujer es seguir adelante a pesar de tener miedo.«).⁵³ Sie sollen ›unter Wasser wohnen, Spinnen dressieren‹, ›Züge auf ihrem Weg durch die Alpentunnel überfallen‹, ›Kopilotinnen von Ikarus‹ werden und ›mit den eigenen Händen verborgene Diamanten aus Minen reißen‹⁵⁴ – alles sollen sie sein und tun, nur nicht gefällig sein. Mit dem erotischen Text *Querido amigo* beschreitet Gorodischer plötzlich einen neuen Weg. Es mag das Alter sein, wie sie schmunzelnd eingesteht⁵⁵, doch das Begehren nimmt hier neue Konturen an, wird weniger diskursiv bzw. weniger diskurskritisch, unmittelbarer.

Letztlich projiziert Angélica Gorodischer in ihre Texte das Ideal einer Subjektwerdung des Menschen. Für die Begehung dieses Projekts ist unvermeidbar anzuerkennen, dass alles, was hierüber hinausgeht, womöglich gar ›Glück‹ oder ›Utopie‹, ein immer bloß flüchtiges Legat des Menschen ist. Dennoch ist jede Form der Diskriminierung, die die wenn auch nur funkenhafte Aussicht auf Utopie infrage stellen könnte, für Gorodischer eine Quelle der Beunruhigung.

muss. Hierzu auch de Sylvas, a. a. O., S. 99, und Rosario Ferre, »La cocina de la escritura« in: Patricia González y Osian Ortega, (Hrsg.), *La sartén por el mango* (Puerto Rico, 1985).

53 Angélica Gorodischer, *Vasto mundo*, S. 96. (Deutsche Übersetzung von mir.)

54 Vgl. Angélica Gorodischer, »La resurrección de la carne«, in *Mala noche y parir hembra*, S. 151: »[...] como había soñado con ser [...] copiloto de Icaro, como le hubiera gustado [...] arrancar con las manos los diamantes ocultos en las minas, [...] vivir bajo el agua, domesticar arañas, [...], asaltar trenes en los túneles de los Alpes [...]«. (Deutsche Übersetzung von mir.)

55 Im Gespräch mit mir.

Weiterblühen oder vom Verspeisen der Zeit

In *Prodigios* heißt es: ›alle äßen‹ – die Männer, die Frauen, die Zeit ... Außerdem formuliert Angélica Gorodischer, das Verfassen ebenso wie das Lesen von Erzählungen bedeute, ›den Kiefer zu entspannen‹ (›aflojar las mandíbulas«). Es bleibt zu hoffen, dass die Autorin noch viel Raum findet, die Gefräßigkeit der Zeit literarisch zuzubereiten und – ungeachtet der Tatsache, dass ihr Debütwerk auf Blütenlosigkeit bestand – nun, über 35 Jahre später, als blütenreiche Kost zu servieren ...

... und weiterzublühen: Die Jaguare, die titelgebenden Allegorien aus Tumba de Jaguares, sind in der Mythologie der Maya jene Kreaturen, die das Universum erschaffen. Das Maya-Horoskop wiederum versteht die Raubkatzen als leidenschaftliche Wesen, die ihre Utopien ins Trockene bringen. Sie seien mutierende, undomestizierbare Kreaturen. Es ließe sich mutmaßen, Gorodischer sei zumindest Protokollantin eines Clans der Jaguare, Archivarin deren papiergewordenen, unbeugsamen Willens. Da sie vermerkt, sie habe noch einiges in der Schublade, ist sie zudem (spekulative) Archivarin einer Zukunft der Raubkatzen.

Berlin, 6. September 2009

© 2010 by Rike Bolte

Impressum

GOLKONDA GAZETTE

Ausgabe 2 | November 2010

Redaktion (V.i.S.d.P.): Hannes Riffel

Gestaltung: s.BENeš [www.benswerk.de]

Satz: Hardy Kettlitz

Korrektur: Sara Riffel

GOLKONDA VERLAG

Hannes Riffel | Charlottenstraße 36 | D-12683 Berlin

www.golkonda-verlag.de | golkonda@gmx.de

Alle Rechte vorbehalten

Die GOLKONDA GAZETTE erscheint in unregelmäßigen Abständen, informiert über unser Verlagsprogramm und bringt darüber hinaus Erzählungen und Essays. Über unverlangt eingesandte Manuskriptsendungen kann keine Korrespondenz geführt werden.